



universität
wien

MAGISTERARBEIT

Titel der Magisterarbeit:

Zuschreibungen in Freundschaftserzählungen

Eine qualitative Studie über Freundschaften zwischen muslimischen
Frauen türkischer Herkunft und Frauen nicht-türkischer Herkunft

Verfasserin

Kathrin Ennemoser, Bakk. phil.

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im April 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 066 813

Studienrichtung lt. Studienblatt: Soziologie

Betreuer: Ao. Univ.-Prof. Dr. Christoph Reinprecht

Danksagungen

An dieser Stelle möchte ich denjenigen Personen danken, die mich bei der Entstehung der vorliegenden Arbeit sehr unterstützt haben. Meinen Eltern Renate und Werner Ennemoser danke ich, dass sie mir mein Studium ermöglichten und in Bezug auf meine Studiendauer viel Geduld hatten. Weiters gilt mein Dank meinen Interviewpartnerinnen, die mir ihre Erfahrungen anvertrauten und mir gegenüber sehr offen und hilfsbereit waren. Bei Monica Titton möchte ich mich für die unzähligen Gespräche, Feedbacks und Tipps rund um diese Magisterarbeit und auch dafür, dass sie immer ein offenes Ohr für mich hat, bedanken. Gabriele Pessl, Michaela Konrath, Miriam Karner und Daniel Klug danke ich für ihr Engagement und ihre Ausdauer während der vielen Interpretationssitzungen. Ihre konstruktive Kritik und ihr freundschaftlicher Rat haben mich immer motiviert. Florian Sammer möchte ich für die aufmunternden Worte danken, die mir immer helfen die Dinge optimistischer zu betrachten. Marlene Engel war mir beim lekturieren und verbessern des Textes eine große Hilfe.

Meinem Magisterarbeitsbetreuer Prof. Christoph Reinprecht danke ich für die vielen hilfreichen Feedbacks und die gute Zusammenarbeit.

"Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst habe.
Ich habe keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt.
Ich habe die Arbeit bzw. Teile davon weder im In- noch im Ausland einer Beurteilerin /
einem Beurteiler zur Begutachtung als Prüfungsarbeit vorgelegt.“

Kathrin Ennemoser

Wien, am 20.04.2009

Inhaltsverzeichnis

1. EINLEITUNG	9
2. THEORIE	13
2.1 FREUNDSCHAFT	13
2.1.1 <i>Theorie zur Freundschaft – nach Siegfried Kracauer</i>	16
2.1.2 <i>„differenzierte Freundschaften“ – nach Georg Simmel</i>	21
2.2 IDENTITÄTEN	23
2.2.1 <i>Identitätstheorie – nach Georg Herbert Mead</i>	23
2.2.1.1 Identitätsentwicklung durch Spiel („play“) und Wettkampf („game“)	23
2.2.1.2 Der / das verallgemeinerte Andere	25
2.2.1.3 „I“ und „Me“	26
2.2.2 <i>Theorie des Stigmas – von Erving Goffman</i>	27
2.3 ZUSCHREIBUNGEN/ FREMDBILDER.	32
3. METHODE	37
3.1 MAXIMEN QUALITATIVER FORSCHUNG UND FORSCHUNGSPLANUNG	37
3.2 FELDZUGANG	39
3.2.1 <i>Erste Erfahrungen im Feld</i>	39
3.2.2 <i>Der Feldzugang bei den Frauen türkischer Herkunft</i>	41
3.2.3 <i>Der Feldzugang bei den 'Österreicherinnen'</i>	42
3.2.4 <i>Reflexion des Feldzugangs</i>	42
3.3 ZU DEN NARRATIVEN INTERVIEWS	45
3.3.1 <i>Grundlagen des narrativen Interviews</i>	45
3.3.2 <i>Durchführung der narrativen Interviews</i>	47
3.3.2.1 Zur Erzählaufforderung	48
3.3.2.2 Reflexion der narrativen Interviews	50
3.3.2.3 Die Beziehung zwischen Interviewerin und Interviewten	53
3.4 ZUR AUSWERTUNG DER INTERVIEWS	55
3.4.1 <i>Die Feinstrukturanalyse</i>	56
3.4.2 <i>Die Systemanalyse</i>	58
4. ERGEBNISSE	61
4.1 ERGEBNISSE AUS DEN INTERVIEWS MIT DEN FRAUEN TÜRKISCHER HERKUNFT.....	61
4.1.1 <i>Allgemeine Ergebnisse</i>	61
4.1.2 <i>'Hauptfreundschaften' und 'Nebenfreundschaften'</i>	62
4.1.3 <i>Hintergründe zur Entstehung des hauptsächlich 'türkischen' Freundeskreis</i>	63
4.1.3.1 Rechtfertigung des Islams in der Interaktion mit Mitgliedern der Mehrheit.....	63
4.1.3.2 Sozialisation: Eingriffe durch das soziale Umfeld – Steuerung von außen	66
4.1.3.3 Identität und Zugehörigkeitsgefühl.....	72
4.1.3.4 Die Herstellung und Aufrechterhaltung von Grenzen	75

4.1.4 Zuschreibungen an 'ÖsterreicherInnen' und die Idealisierung der Freundin österreichischer Herkunft	76
4.1.5 Zur Entstehung negativer Bilder über 'ÖsterreicherInnen'.....	77
4.1.6 Zum Erstkontakt mit der Freundin österreichischer Herkunft.....	78
4.1.7 Die Idealisierung der Freundin österreichischer Herkunft.....	79
4.1.7.1 Gründe für die Idealisierung.....	80
4.1.7.2 Faktoren, die die Idealisierung verstärken	80
4.2 ERGEBNISSE AUS DEN INTERVIEWS MIT DEN 'ÖSTERREICHERINNEN'	83
4.2.1 Über die Motivation, an der Studie teilzunehmen.....	83
4.2.2 Möglichkeiten der Positionierung für die Befragten mit nicht-türkischem Migrationshintergrund.....	84
4.2.2.1 Distanz zur einen Gruppe – Solidarität mit der anderen	84
4.2.2.2 Die „neutrale“ Position.....	86
4.2.3 Zuschreibungen im Zusammenhang mit „Kultur“	87
4.2.4 Zuschreibungen im Zusammenhang mit dem Kopftuch	89
5. ZUSAMMENFASSUNG.....	93
5.1 TYPEN FREUNDSCHAFTLICHER BEZIEHUNGEN.....	93
5.1.1 Bekanntschaften	93
5.1.2 mittlere bzw. differenzierte Freundschaften.....	94
5.2 VERÄNDERUNGEN IN DER FREUNDSCHAFT UND BRÜCHE	96
5.3 ZUM VERHÄLTNIS VON FREUNDSCHAFT, IDENTITÄT UND ZUSCHREIBUNGEN	97
5.3.1 Zugehörigkeit(en) der Interviewpartnerinnen türkischer Herkunft	98
5.3.2 Zu den Zuschreibungen der 'Österreicherinnen' und der Migrantinnen türkischer Herkunft	101
ABSTRACT	105
LITERATURVERZEICHNIS	107
LEBENS LAUF	113

1. Einleitung

Soziale Netzwerke werden in vielen Studien als Indikatoren, für die soziale Integration von MigrantInnen in die Aufnahmegesellschaft, herangezogen (Weiss / Strodl 2007: 97). Es stellt sich allerdings die Frage inwieweit soziale Netzwerke wirklich geeignete sind um den Grad sozialer Integration von MigrantInnen zu erfassen (vgl. Ebenda: 126). In der Migrationsforschung unterscheidet man zwischen intraethnischen und interethnischen Kontakten. Bei MigrantInnen der ersten Generation geht man davon aus, dass sie hauptsächlich Kontakte innerhalb der eigenen ethnischen Gemeinschaft suchen, da sie in der Phase der Ankunft meist auf psychische und soziale Unterstützung angewiesen sind (vgl. Ebenda: 98). Angesichts häufig vorherrschender Sprachbarrieren sind eigenethnischen Kontakte notwendig, um relevante Informationen (z. B. über potentielle Arbeitsstellen) zu erhalten (vgl. Ebenda).

Bei den nachfolgenden Generationen geht man davon aus, dass es zu einer Öffnung der ethnischen Milieus kommt und die Nachkommen auch interethnische Kontakte knüpfen (vgl. Ebenda: 97). Diese Beziehungen spielen auch hinsichtlich der strukturellen Integration eine wichtige Rolle, denn Personen außerhalb der eigenen ethnischen Gemeinschaft verfügen über wichtiges Sozialkapital (Bourdieu 1983). Ausschließlich Beziehungen innerhalb des eigenen Milieus zu haben, kann mangels Sozialkapital dazu führen, dass höher qualifizierte Positionen trotz hoher Bildungsabschlüsse nicht erreicht werden. (vgl. Weiss / Strodl 2007: 98)

Nun handelt es sich hierbei um theoretische Annahmen zum Integrationsprozess, wie er im idealtypischen Sinne durchlaufen werden sollte. Sehr häufig pflegen MigrantInnen türkischer Herkunft, zweiter Generation ausschließlich Freundschaften innerhalb derselben Herkunftsgruppe (vgl. Ebenda: 125). Diese Tendenz als bewusste Abschottung und Rückzug in die türkische Gemeinschaft zu reduzieren, wäre verkürzt. Die Gründe dafür sind nämlich vielfältig. Zum einen entstehen soziale Beziehungen anhand der Gelegenheitsstruktur, die sich Individuen anbietet (durch Wohngegend, MigrantInnenanteil in Schulklassen, Arbeitsplatz) (vgl. Ebenda). Zum anderen spielen ähnliche Erfahrungen der Angehörigen zweiter Generation, eine große Rolle, wodurch sich bereits Gemeinsamkeiten ergeben (vgl. Weiss 2007: 125f). Auch das Ausmaß

ethnischer Orientierung innerhalb der Familie ist ausschlaggebend für die Wahl persönlicher Kontakte (vgl. Ebenda: 125).

Die erste Idee für die vorliegende Arbeit war Musliminnen türkischer Herkunft der zweiten Generation zu ihren Freundschaften mit Frauen österreichischer Herkunft zu befragen. Zur zweiten Generation von MigrantInnen gehören in erster Linie Personen, deren Eltern nach Österreich einwanderten und die selbst bereits im Aufnahmeland geboren wurden, oder bis zum Schulalter nachkamen (vgl. Weiss 2007: 25).

Nur die Erzählungen von Migrantinnen auszuwerten, hätte eine einseitige Darstellung der Ergebnisse zur Folge gehabt. Daher wurde beschlossen auch Interviews mit Frauen österreichischer Herkunft zu führen, die mit Musliminnen türkischer Herkunft befreundet waren. Aufgrund der Resonanz des Feldes wurden auch Frauen mit nicht-türkischem Migrationshintergrund interviewt. Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit basieren auf zehn narrativen Interviews (mit fünf Frauen türkischer Herkunft und fünf Frauen österreichischer Herkunft und nicht-türkischem Migrationshintergrund), die im Rahmen dieser qualitativen Studie von der Forscherin durchgeführt wurden.

Während den ersten Erhebungen standen folgende Leitfragen im Zentrum:

- Welche Typen von Freundschaften gibt es zwischen Frauen österreichischer und türkischer Herkunft?
- Inwiefern unterscheidet sich (für eine Muslimin türkischer Herkunft) eine Freundschaft zu einer Frau österreichischer Herkunft von einer Freundschaft zu einer Frau türkischer Herkunft?
- Inwiefern unterscheidet sich (für eine Frau österreichischer Herkunft) eine Freundschaft zu einer Frau türkischer Herkunft von einer Freundschaft zu einer Frau österreichischer Herkunft?
- Welche Probleme treten in diesen Freundschaften auf?
- Welche Rolle spielt die unterschiedliche Religionszugehörigkeit für die Freundschaft?

Zu Beginn der Untersuchung wurde folgende Forschungsfrage konstruiert: „Welche spezifischen Merkmale lassen sich bei Freundschaften zwischen Frauen türkischer und österreichischer Herkunft feststellen?“ Des Weiteren sollte herausgefunden werden, welche Probleme sich in diesen Freundschaften ergeben und wie die Beteiligten damit

umgehen. Die dahinter stehende Annahme war, dass muslimische Migrantinnen türkischer Herkunft im Vergleich zu Frauen österreichischer Herkunft eine unterschiedliche Sozialisation erleben, was in der Freundschaft zu Konflikten führen könnte.

Sowohl die Erfahrungen, die in den Interviews gemacht wurden, als auch die Analysen, bestätigten zwar die Annahme der unterschiedlichen Sozialisation, aber nicht beispielsweise dadurch entstehende Probleme. Um Auseinandersetzungen innerhalb der Freundschaft untersuchen zu können, müsste man unmittelbar dabei sein, wenn diese passieren. Zudem sind Streitigkeiten im Erwachsenenalter, im Vergleich zur Pubertät, eher selten, da Meinungsverschiedenheiten nicht unmittelbar Streitigkeiten auslösen. Zudem verwies die Auswertung darauf, dass vielmehr andere Themengebiete von zentraler Bedeutung waren, nämlich Zuschreibungen, Zugehörigkeiten und Identitäten. Die neu konzipierte Forschungsfrage lautete daher:

Welche gegenseitigen Zuschreibungen von Mehrheitsgesellschaft und Minderheiten spiegeln sich in Erzählungen über Freundschaften zwischen Frauen türkischer und nicht-türkischer Herkunft wieder?

Welche Bedeutungen haben die konstruierten Zuschreibungen in der Freundschaftserzählung?

Den Ausgangspunkt der Arbeit bildet das Theoriekapitel (Kapitel 2), wo unterschiedliche theoretische Überlegungen zu Freundschaft, Identitäten und Entstehung und Wirkung von Fremdbildern diskutiert werden.

In Kapitel 3 wird die methodische Vorgangsweise zur Durchführung der qualitativen Erhebung und Auswertung veranschaulicht und reflektiert. Der Ergebnisteil (Kapitel 4) beinhaltet die zentralen Erkenntnisse aus den Erzählungen über die Freundschaften, die zum Teil in Form von direkten und indirekten Zitaten präsentiert werden. Kapitel 5 stellt eine Zusammenfassung dar in dem die wichtigsten empirischen Ergebnisse mit den wichtigsten theoretischen Befunden verknüpft werden.

2. Theorie

Der vorliegende Forschungsgegenstand verlangt die theoretische Auseinandersetzung mit folgenden soziologischen Themengebieten: Freundschaft, Identitäten/ Zugehörigkeiten und Zuschreibungen/ Fremdbilder.

2.1 Freundschaft

Zunächst soll ein Überblick über die **Soziologie der Freundschaft** gegeben werden. Im Detail wird auf Beiträge von Georg Simmel, Siegfried Kracauer und Gerald D. Suttles eingegangen.

Es gibt in der Soziologie eine Vielzahl an unterschiedlichen theoretischen Überlegungen zum Thema Freundschaft (siehe z. B. Ferdinand Tönnies, Max Weber, Leopold von Wiese, Georg Simmel, etc.). Die große Gemeinsamkeit, die sich bei diesen älteren Theorien zeigt, ist die Betrachtung und Beschreibung von Freundschaft i. S. eines „Ideals von Freundschaft“. Freundschaft wird im Kontext von Seelenverwandtschaft und somit als höchst erstrebenswertes Gut angesehen. Diese Idealisierung erklärt sich aus der Tradition griechischer Philosophen (Homer, Platon, Aristoteles vgl. Rapsch 2004) wodurch frühe soziologische Theoretiker und damit Ansichten zur Freundschaft beeinflusst wurden.

Die Theorien zur Freundschaft überschneiden sich zum Teil und ergänzen sich aber auch, da sie jeweils einen unterschiedlichen Fokus auf dieses spezielle Phänomen sozialer Vergemeinschaftung haben. Aus diesem Grund werden einige Theoretiker nur angeschnitten. Auf die Theorien von Georg Simmel und Siegfried Kracauer wird genauer eingegangen, weil sie auch aus heutiger Sicht noch, gerade in Bezug auf den vorliegenden Forschungsgegenstand, nach wie vor relevant sind.

Für **Claude-Adrien Helvetius** liegt der Grund für Freundschaften in den Bedürfnissen die Individuen haben: z. B. das Bedürfnis nach Vergnügen oder dem Gespräch, etc (vgl. Rapsch 2004: 51). Die Bedürfnisse der Beteiligten müssen an sich nicht dieselben sein, sie können einander auch ergänzen. Diese Ergänzung tritt dann ein, wenn die Beteiligten jeweils gegensätzliche Persönlichkeiten verkörpern, die einander anziehen

(jemand der gerne zuhört such jemanden der gerne erzählt und umgekehrt) (vgl. Ebd.: 52) Wenn Freundschaften auf Bedürfnissen basieren und aufgrund von Veränderungen der jeweiligen Lebenssituation andere oder neue Bedürfnisse entstehen, dann impliziert dies wiederum eine Veränderung der Freundschaftsbeziehung (vgl. Ebd.). Soziale Beziehungen sind also vielmehr dynamisch, als statisch und deren Fortbestand muss immer aufs Neue ausgehandelt werden.

Bei **Ferdinand Tönnies** kann die „(...) Gleichheit und Ähnlichkeit des Berufes oder der Kunst(...)“ (Tönnies 1922: 15 zit. nach Rapsch 2004: 53) die Grundlage, zur Entstehung einer Freundschaft, bilden. Die Freundschaft entsteht durch eine Vielzahl an Treffen und bleibt auf Grund der verbindenden Gemeinsamkeit bestehen. Wichtig ist vor allem, dass die Freunde einander persönlichen Freiraum lassen, denn Individuen können nur ein gewisses Maß an Nähe ertragen. Dieser Umstand bezieht sich insbesondere auf die Häufigkeit der Zusammentreffen und körperliche Nähe. (vgl. Rapsch 2004: 53f)

Die wichtigsten Aspekte der Freundschaftstheorie von **Leopold von Wiese** sind: zum einen der Gedanke an eine Paaridentität bei zwei befreundeten Individuen und zum anderen die Funktionen von Freundschaft. (vgl. Rapsch 2004: 60) Um eine Freundschaft zu schließen bedarf es einer, die „(...) wichtige(n) Wesenszüge beider erfassende(n) (...) Verbundenheit“ (von Wiese 1933: 464 zit. nach Rapsch 2004:59). Die Entwicklung einer Paaridentität kann nur dann eintreten, wenn sich die Beteiligten einander angleichen. Innerhalb der Freundschaftsbeziehung sind die Rollen oft unterschiedlich verteilt, sodass es je nach Situation einen aktiven und einen passiven Part geben wird. (vgl. Rapsch 2004: 60) Freundschaften können einerseits sozialisierend wirken, andererseits wirkt sich die Zweierbeziehung nicht nur auf die soziale Identität eines Individuums aus (vgl. Ebd.). Wenn die Persönlichkeit im Zentrum der Aufmerksamkeit steht, dann hat dies für das Selbstbewusstsein eines Individuums, positive oder negative Auswirkungen. (vgl. Ebd.: 61)

Für **Gerald D. Suttles** sind Freundschaften an den Stellen wichtig, an denen andere soziale Beziehungen wie Verwandtschaft, Nachbarschaft, oder andere soziale Gruppen an ihre Grenzen stoßen (vgl. Rapsch 2004: 82). Wenn andere soziale Beziehungen an ihren Aufgaben scheitern, dann übernimmt Freundschaft deren bisherige Rolle und gleicht den Verlust aus (vgl. Ebd.). Freundschaften können also auch aus der Not entstehen, eine Lücke schließen zu müssen. Obwohl die Entstehung von Freundschaften

zwischen verschiedenen Gruppen möglich ist, gemeint sind damit wahrscheinlich Unterschiede hinsichtlich Schicht, Alter, Geschlecht, ethnische Zugehörigkeit, so ist Freundschaft zwischen 'Gleichen' oder zumindest 'Ähnlichen' doch wahrscheinlicher. (vgl. Ebd.)

Eine wichtige Funktion von Freundschaft ist der gegenseitige Austausch. Dieser geschieht freiwillig und es gibt keine Garantie für Gegenleistungen des Anderen. Da es sich dabei aber um einen wichtigen Bestandteil von Freundschaften handelt, werden freundschaftliche Gegenleistungen normalerweise automatisch vollzogen. (vgl. Rapsch 2004: 82f) Suttles geht davon aus, dass sich Individuen recht selten für eine Freundschaft zu Anderen entscheiden (vgl. Ebd. 84). Lernen sich zwei Individuen kennen, so entscheiden sie anhand des „selfs“ ihres jeweiligen Gegenübers, ob sie sich mit ihm anfreunden wollen. Suttles (1970) unterscheidet zwischen einem „real self“ einer Person und ihrem „social self“. Das „real self“ zeigt sich, wenn Personen durch ihr Verhalten von sozialen Normen abweichen. Diese Abweichung wird in Suttles Verständnis absichtlich hergestellt, um dem Gegenüber seine eigene Identität zu präsentieren. (vgl. Rapsch 2004: 83) Im Prinzip würde eine unabsichtliche Abweichung ebenso das *real self* einer Person offenbaren. Die Darstellung des *real self* (durch abweichendes Verhalten) bewirkt beim Gegenüber eine Entscheidung, ob die jeweilige Person weiterhin als potentielle/r FreundIn attraktiv bleibt und man mehr über sie erfahren möchte, oder ob man lieber Distanz hält. (vgl. Ebd.: 83f)

Wenn eine Freundschaft erst einmal geschlossen ist, so bildet sich zwischen den beteiligten AkteurInnen eine eigene Moral aus, die ein charakteristisches Unterscheidungsmerkmal zu anderen Beziehungen darstellt. Freundschaft findet im privaten Raum statt und aus diesem Grund kann die Moral, die zwischen FreundInnen gilt, durchaus von der im öffentlichen Raum geltenden Moral abweichen. (vgl. Rapsch 2004: 84) In der Interaktion mit einem Freund oder einer Freundin können Dinge gedacht und Ideen entworfen werden, die im öffentlichen Kontext als lächerlich betrachtet werden würden (Suttles 1970: 116 zit. nach Rapsch 2004: 84). Eine wichtige Funktion von Freundschaft ist demzufolge auch die Stabilisierung der Identität, indem sich die Freunde gegenseitig vor den Meinungen anderer Leute schützen (Rapsch 2004: 84).

Je weiter ein Individuum in den persönlichen Raum eines Anderen eindringen darf, desto stärker ist deren Freundschaft. Im eigenen Wohnbereich, offenbart sich für Suttles, wie vertraut Freunde miteinander sind. (vgl. Rapsch 2004: 85) Wen lässt man in

sein Wohnzimmer? Wem zeigt man das Schlafzimmer? Mit wem könnte man sich vorstellen ein gemeinsames Badezimmer oder gar das eigene Bett zu teilen? Zum anderen bemisst sich der Grad an Vertrautheit daran, welche körperliche Nähe sich Individuen erlauben. Anhand der Begrüßung zeigt sich deren Art von Beziehung. (vgl. Rapsch 2004: 85) Das Schütteln der Hände in relativem Abstand zueinander deutet auf eine formelle Beziehung hin, oder wird auch praktiziert, wenn zwei Unbekannte einander vorgestellt werden. Enge Freunde hingegen können sich zur Begrüßung umarmen, oder Freundinnen küssen einander auf die Wangen bzw. sogar auf den Mund. Die Möglichkeiten, den jeweiligen Beziehungsstatus in körperlicher Nähe auszudrücken, variieren auch je nach Geschlecht (sich zur Begrüßung zu küssen wird hauptsächlich von Frauen, oder von Frau zu Mann praktiziert) und sind je nach Kulturkreis erlaubt oder verpönt. Sobald körperliche Nähe zugelassen wurde, gilt dies als Norm innerhalb dieser Beziehung, von der man nicht mehr in den ursprünglichen Status zurückgehen kann (vgl. Suttles 1970: 132 zitiert nach Rapsch 2004: 85).

Individuen verfügen über ein „early warning system“ (Suttles 1970: 118 zit. nach Rapsch 2004: 85), das sie dazu veranlasst von Freundschaften abzulassen, die sich als nicht passend erweisen. Eine Weiterführung einer von Grund auf problematischen Freundschaft würde ansonsten Auseinandersetzungen zur Folge haben (vgl. Rapsch 2004:85). D. h. selbst wenn sich Individuen zu einer Freundschaft entschließen, nachdem sie einen Eindruck vom *real self* des Anderen bekommen haben, gilt für die nachfolgende Zeit der Freundschaft eine Art Probezeit, in der man seine Meinung noch ändern kann.

2.1.1 Theorie zur Freundschaft – nach Siegfried Kracauer

Kracauer unterscheidet Freundschaft von anderen Formen freundschaftlicher Beziehungen, nämlich Kameradschaft, Fachgenossenschaft und Bekanntschaft.

Das wichtigste Kriterium für die Klassifikation einer Beziehung als *Kameradschaft* ist das gemeinsame Ziel der Beteiligten, das zu vereintem Handeln führt. Die Verbindung beruht auch nicht auf persönlichen Anliegen der Beteiligten, sondern auf dem gemeinsamen Ziel, das von Außen an sie herangetragen wurde. (vgl. Kracauer 1971: 12) ArbeitskollegInnen sind nach dieser Definition keine KameradInnen. Das Kameradschaftsgefühl entwickelt sich im gemeinsamen Handeln, z.B. im Spiel oder allgemein bei körperlicher Betätigung. Besonders stark entwickelt sich dieses Gefühl,

wenn die AkteurInnen einer Bedrohung ausgesetzt sind. (vgl. Ebenda) Allerdings muss die Verbindung über eine bestimmte Zeit andauern, denn ansonsten stellen die Beteiligten ihre Wünsche und Bedürfnisse zu sehr in den Vordergrund. Für die Erfüllung der gemeinsamen Sache, muss das Ich in den Hintergrund treten. (vgl. Kracauer 1971: 13) Die Dauer der Verbindung hat in der Kameradschaft also nicht den Sinn, dass sich die Beteiligten näher kommen sollen, sondern genau im Gegenteil, dass Eigenheiten draußen bleiben und nur noch das gemeinsame Ziel zählt. „Kameraden sind Gleiche vor dem Ziel – aber nichts außerdem“ (Kracauer 1971: 14)

Fachgenossen bezeichnet man heute eher als KollegInnen oder ArbeitskollegInnen. Kracauer meint aber, dass in bestimmten Berufskreisen sowohl die Bezeichnung „Kamerad“ als auch „Kollege“ geläufig ist. Die Möglichkeit der Verwendung beider Begriffe führt er in Berufen an, die ein gewisses Maß an Fachkenntnis und Geschick erfordern. Dadurch haben die AkteurInnen das Gefühl, dass es nicht egal ist, wer neben ihnen steht um diese Tätigkeit auszuüben. (vgl. Ebenda: 15) Zudem bringt der Berufsalltag immer wieder neue Probleme oder Herausforderungen mit sich, die gemeinsam bewältigt werden müssen. Gespräche mit ArbeitskollegInnen, die sich auf das gemeinsame Fachgebiet beziehen, schaffen eine Verbindung auf intellektueller Ebene. Die Beziehung zwischen KollegInnen kann durchaus in Freundschaft übergehen. (vgl. Kracauer 1971: 16) Die Möglichkeit des Entstehens einer Freundschaft ist bei KollegInnen insofern gegeben, weil Individuen durch ihren Beruf auch in ihren inneren Fähigkeiten geprägt werden. „Sie bringen so bei vielen demselben Fachgebiet angehörigen Menschen eine Seelenlagerung hervor, die auch auf abgelegene Dinge in gleichem Sinne antwortet“ (Kracauer 1971: 17) Damit ist wohl eine Ähnlichkeit im Charakter oder Denken gemeint. Kracauer vollzieht hier auch gleich den Umkehrschluss, dass ein Berufswechsel auch das Auseinanderleben zwischen FreundInnen verursachen kann. (vgl. Ebenda: 18) Zum einen ergibt sich dies durch das Wegfallen der Gemeinsamkeit und zum anderen durch Veränderungen der Interessen, im Denken und vielleicht sogar im Charakter.

Sofern sich aber eine kollegiale Beziehung nicht zu einer Freundschaft entwickelt, bleiben persönliche Angelegenheiten außen vor. Es gibt eine Grenze zwischen den beiden Arten von Beziehungen und die zeigt sich z. B: anhand von Themen, die miteinander besprochen werden können. Übertritt Einer oder Eine diese Grenze, dann kommt es zur Zurückweisung durch den oder die Andere(n). (vgl. Kracauer 1971: 18)

Der primäre Unterschied zwischen Kameradschaft und der Fachgenossenschaft zur *Bekanntschaft* liegt darin, dass sich erstere durch ein bestimmtes gemeinsames Ziel begründen und letztere sich auf das jeweilige Individuum bezieht. Kracauer spricht hier auch nicht von Bekanntschaft, die sich nur auf das so genannte 'vom Sehen her Kennen' bezieht. Für ihn ist Bekanntschaft eine Art sozialer Beziehung, die der Freundschaft sehr ähnlich sein kann. Es gibt unzählige Möglichkeiten wie sich Bekannschaften ergeben können, vielfach entstehen sie zufällig. (vgl. Ebenda: 19) Individuen kommen durch ihre alltägliche Lebensgestaltung mit einer Menge an Personen in Berührung. Eine engere Bekanntschaft kann sich zum Beispiel zwischen zwei benachbarten Hausfrauen ergeben, ebenso zwischen zwei Frauen, die sich im Volleyballverein kennen lernen.

Der Unterschied zur Freundschaft liegt aber darin, dass in einer Bekanntschaft nur einzelne Teile des Wesens eines Menschen erfasst werden (vgl. Ebenda: 20). Kracauer (1971: 21) wertet diese Form von sozialer Beziehung gegenüber der Freundschaft ab, wenn er meint: „(...) *sie muß [sic] sich mit Bruchstücken begnügen, hier mit einem Fetzen Alltag, dort mit einer Sonderneigung, und im ganzen mit zusammenhanglosen Teilansichten des Menschen*“.¹

Bekanntschaft findet immer in der Gegenwart statt, im unmittelbaren Zusammensein. Deshalb beinhaltet sie auch keine gemeinsame Entwicklung. (vgl. Ebenda) Der Verlust einer Bekanntschaft, der aufgrund von Entfremdung eintreten kann, verursacht keine tiefen Verletzungen, denn im Gegensatz zu FreundInnen werden Bekannte nicht als unsichtbare WegbegleiterInnen betrachtet (Kracauer 1971: 22).

Wie auch bei der Kameradschaft und Fachgenossenschaft wird zu Beginn einer Bekanntschaft ihre jeweilige Form festgelegt und damit auch deren Inhalt. Kracauer (1971: 23) nennt hier: „gemeinsame Interessen, dieselben Erlebnisse, ähnliche Allgemeinansichten, gleiche soziale Stellung, übereinstimmende Liebhabereien“. Die festgelegte Form der Beziehung ändert sich auch später nicht mehr. Wie viel Nähe und Wärme in dieser Beziehung zugelassen wird, oder auch welche Themen angesprochen werden dürfen und welche man besser unterlässt, entscheidet sich bereits zu Beginn. (vgl. Ebenda)

¹ Soweit nicht anders angegeben, gehen Hervorhebungen immer auf die Autorin dieser Arbeit zurück und nicht auf den jeweiligen zitierten Originaltext.

Freundschaften und *Liebesbeziehungen* unterscheiden sich von *Bekanntschaft*, indem sie „die ganze Seele des Menschen“ (Kracauer 1971: 26) betreffen. Kracauer versteht *Freundschaften* aus einer sehr idealistischen Perspektive. Er unterscheidet zwei Typen von Menschen im Charakter. Seiner Anschauung nach sind *Freundschaften* sehr exklusive Beziehungen, zu denen nicht alle Menschen fähig sind:

„Wir nennen Menschen dieses zweiten Typus Persönlichkeiten, ihr Bewußtsein [sic] das Persönlichkeitsbewußtsein [sic]. Nur sie können wahrhafte Freunde sein. Ideale Freundschaft ist, wie wir vorerst sagen wollen, das Sich-Finden zweier Menschen, ihrem ganzen im Ich-Bewußtsein [sic] zusammengefaßten [sic] Wesen nach.“ (Kracauer 1971: 38; Herv. i. O.)

Liebe und Freundschaft unterscheiden sich zwar voneinander, doch ergänzen sie sich auch. Damit ist gemeint, dass eine *Liebesbeziehung* nicht ohne *Freundschaft* auskommt und eine *Freundschaft* ebenso wenig ohne *Liebe*. (vgl. Ebenda: 42) Weitere Kriterien für *Freundschaft* sind eine ähnliche Einstellung, ähnliches Denken und gemeinsame (Weiter)Entwicklung. Freunde können sich unterschiedlich weiterentwickeln, doch müssen sie weiterhin in den wesentlichen Idealen und im Denken übereinstimmen und sich gegenseitig ergänzen. (vgl. Ebenda: 45f) Im Gegensatz zur *Bekanntschaft* ist es dem Individuum in der *Freundschaft* möglich, sich mit seiner ganzen *Persönlichkeit* zu präsentieren. FreundInnen können Handlungen nachvollziehen, die Außenstehenden widersprüchlich erscheinen, denn sie kennen die Zusammenhänge. *Freundschaften* festigen die eigene Identität und helfen dadurch über Zweifel und Krisen hinweg. (vgl. Kracauer 1971: 48f)

Negative Einflüsse üben *Eifersucht* und *Neid* aus, vor allem, wenn sie sich darin begründen, dass eine(r) der beteiligten AkteurInnen in einem Bereich besser ist, als der (oder die) Andere (vgl. Ebenda: 51). Dies bezieht sich auch auf unterschiedliche Entwicklungsphasen der Beteiligten in bestimmten Bereichen, nämlich wenn ein Freund in der Entwicklung bereits weiter ist und der Andere dem nichts entgegen zu setzen hat, und überdies immer wieder auf seine eigenen Defizite hingewiesen wird (vgl. Ebenda: 53f).

Zeitweise ist es notwendig, dass befreundete Individuen voneinander Abstand nehmen, um wieder eine neu Dynamik in ihre Beziehung zu bringen (vgl. Ebenda: 52).

Das Gespräch nimmt in Freundschaften einen zentralen Stellenwert ein. Bei intensiven Beziehungen erlangen die Beteiligten mit der Zeit ein umfassendes Wissen über einander. Aus diesem Wissen heraus ist es Vertrauten, im Gespräch, möglich, durch das Erwähnen bestimmter Codewörter beim Gegenüber eine Reihe an Assoziationen über seinen eigenen Gefühlszustand auszulösen. (vgl. Kracauer 1971: 56f) Umgangssprachlich ausgedrückt, könnte man hier von einem so genannten 'Insiderwissen' sprechen, das Eingeweihte teilen und gegenüber Außenstehenden verheimlichen. Ein typisches Beispiel dafür sind 'Insiderwitze', die in Anwesenheit Dritter gemacht. Die Bedeutung dieser Witze kann nur mit spezifischem Hintergrundwissen erfasst werden, weshalb sie Außenstehenden (Nicht-Eingeweihten) nicht zugänglich ist. Damit können sich die Eingeweihten von den Anderen abgrenzen, und ihnen verdeutlichen, dass sie nicht zugehörig sind. Ungeachtet der Anwesenheit Nicht-Eingeweihter haben diese Codewörter die Funktion, dass sich die Beteiligten schneller verstehen. Sie nehmen dadurch eine Abkürzung, weil beide Beteiligten die Bedeutung kennen und diese nicht mehr aushandeln müssen. (vgl. Ebenda: 57)

Trennungen stellen die Feuerprobe für Freundschaften dar, denn erst beim erneuten Zusammentreffen stellt sich heraus, inwieweit eine seelische Verbundenheit noch vorhanden ist (vgl. Ebenda: 60). Die gegenseitige Annäherung kann dann langsam vor sich gehen. Die Herausforderung liegt darin, dass man nur eine Vorstellung darüber hat, wie der Freund /oder die Freundin sein wird, die auf den Erfahrungen basiert, die man zuletzt miteinander gemacht hat. (vgl. Kracauer 1971: 62) Vielleicht begründet sich die Vorstellung aber auch in einem Wunschdenken, welche Freundin man gerne wieder sehen würde. „Man ist zunächst dem Bilde des Freundes näher, als dem Freunde selbst“ (Ebenda). Es ist daher möglich, dass das Bild, das man von seiner Freundin hatte, nicht mehr mit der Wirklichkeit zusammenpasst. Kommt es zu Streitigkeiten oder verliert der Eine am Anderen das Interesse, dann muss darauf nicht zwingend ein Bruch folgen. Die Beziehung kann sich auch erst mit der Zeit auflösen. Vielfach versuchen Beide, noch das zu retten, wofür es eigentlich schon zu spät ist. Den Beteiligten wird oft erst im Nachhinein bewusst, dass sie sich bereits zu weit voneinander entfernt hatten. (vgl. Ebenda: 64f)

Kracauer geht davon aus, dass Individuen mehrere FreundInnen haben können und zugleich nur eine Freundschaft dem Ideal nach. Die Anderen bezeichnet er als „*mittlere Freundschaften*“ (Ebenda: 66; Herv. i. O.), die er zwischen Freundschaft und

Bekannschaft verortet. Die Beteiligten können mit dieser Form von Beziehung umgehen, indem in Interaktion die Gemeinsamkeiten den Kern bilden und der übrige Teil der jeweiligen Identität beiseite gelassen wird. D. h., dass sich die AkteurInnen auch dem Bild entsprechend verhalten, das der Freund oder die Freundin von ihnen hat und sie sich überdies sogar selbst aus deren Perspektive sehen. (vgl. Kracauer 1971: 69)

2.1.2 „differenzierte Freundschaften“ – nach Georg Simmel

Große Ähnlichkeit zu Kracauer's *mittleren Freundschaften* hat Georg Simmels Theorie der „differenzierten Freundschaft“(1908). Es handelt sich dabei um eine Form von Freundschaft, die dem wahren Ideal nicht gerecht wird und sozusagen eine Kompromissform darstellt. Für Simmel sind Freundschaften Formen sozialer Beziehungen, die sich mit dem Problem der Diskretion arrangieren müssen.

Diskretion ist nicht „*nur [...] (der) Respekt vor den Geheimnissen des anderen, vor seinem direkten Willen, uns dies oder jenes zu verbergen, sondern (besteht) schon darin, daß [sic] man sich von der Kenntnis all dessen am anderen fernhält, was er nicht positiv offenbart*“ (Simmel 1908/ 1997: 108). Hier spricht Simmel zwei wichtige Punkte an: erstens, dass Individuen, durch ihr nonverbales Handeln, Facetten ihrer Identität verraten, die sie eigentlich verbergen wollen. (vgl. Ebd.:111) Simmel hierbei ein, dass Individuen automatisch zu diesen Erkenntnissen kommen (Ebd.). Es muss also nicht die Absicht dahinter stecken verborgene Seiten eines Freundes aufdecken zu wollen. Vielmehr ergibt sich dieses Wissen in Interaktionen, da jedes Verhalten des Gegenübers, das nicht von vornherein mit einer offenkundigen Bedeutung versehen ist, interpretiert wird. Zweitens geht es um den Umgang des Gegenübers, in dem Fall des Freundes mit diesem Wissen. Diskretion bedeutet in diesem Fall wohl, dieses Wissen zu ignorieren und für sich zu behalten, dem Anderen nicht zeigen, dass man bestimmtes über ihn weiß.

In weiterer Folge verweist Simmel darauf, dass Diskretion im alltäglichen Leben kaum gewährleistet ist, denn: „*Im Interesse des Verkehrs und des sozialen Zusammenhaltes muß [sic] der eine vom andern gewisse Dinge wissen, und dieser andere hat nicht das Recht, sich vom moralischen Standpunkt dagegen zu wehren und die Diskretion des anderen, d.h. den ungestört eigenen Besitz seines Seins und Bewusstseins auch da zu*

verlangen, wo die Diskretion die gesellschaftlichen Interessen schädigen würde.“
(Simmel 1997: 110)

Damit meint Simmel, dass jede Beziehung, gewisse Dinge zu erfahren, beinhaltet, die notwendig sind für diese Art von Verhältnis. In einer geschäftlichen Beziehung müssen Bankangestellte etwas über die Kreditwürdigkeit ihrer KundInnen wissen, um Entscheidungen treffen zu können. (vgl. Ebd.) Ebenso müssen in einer intimen Beziehung vertrauliche Informationen kommuniziert werden (z. B. Krankheiten des Partners/ der Partnerin). Das Recht auf Diskretion eines Individuums wird also zum Recht auf Indiskretion der Gemeinschaft. Das Ausmaß dieses Rechts ist uneindeutig und unbestimmt. (vgl. Simmel 1997: 110)

Simmel unterscheidet Freundschaft von Bekanntschaft, die seiner Meinung nach die oberflächlichsten Art von Beziehung darstellt: *„Indem man aussagt, mit einer bestimmten Person bekannt, ja selbst gut bekannt zu sein, bezeichnet man doch sehr deutlich den Mangel eigentlich intimer Beziehungen“* (Simmel 1997: 108). Freundschaft ist eine Beziehung die, *„die ganze Breite der Persönlichkeit vorbehaltlos umfassen“* (Ebd.: 111) sollte, deshalb zeigt sich hier das Problem der Indiskretion, da man unwillkürlich Facetten seiner Identität zeigt, die eigentlich verdeckt bleiben sollten.

Das hohe Ausmaß an Vertrautheit, welches das antike Freundschaftsideal kennzeichnete, scheint heute nicht (mehr) herstellbar zu sein. (Ebd.: 111) Der Grund dafür könnte in der Persönlichkeit des modernen Menschen liegen, die dafür *„zu eigenartig individualisiert“* (Ebd. 112) erscheint. Aus diesem Grund gehen Individuen vielmehr *differenzierte Freundschaften* ein. Das sind Freundschaften, *„die ihr Gebiet nur an je einer Seite der Persönlichkeit haben und in die die übrigen nicht hineinspielen.“* (Simmel 1997: 112.)“ Dieser Typus bedeutet, sich nur auf eine Dimension von Freundschaft zu konzentrieren, z.B. den Austausch auf intellektueller, oder religiöser Ebene, sowie gefühlsmäßige, oder durch Erlebnisse verursachte Verbundenheit. Trotz dieser Beschränkung kann es sich um eine gute Freundschaft handeln. (vgl. Ebd.) Die Herausforderung dieser Beziehung liegt darin, *„daß[sic] die Freunde gegenseitig nicht in die Interessen- und Gefühlsbezirke hineinsehen, die nun einmal nicht in die Beziehung eingeschlossen sind und deren Berührung die Grenzen des gegenseitigen Sichverstehens schmerzlich fühlbar machen würde“* (Simmel 1997: 112). Damit wird wieder einmal das Problem der Diskretion angesprochen, oder besser gesagt die Schwierigkeit, in einer Interaktion mit Diskretion umzugehen.

2.2 Identitäten

Freundschaften und Identitäten beeinflussen sich gegenseitig. Zum einen können sich Freundschaften positiv oder negativ auf die Identität eines Individuums auswirken. Zum anderen kann sich zwischen FreundInnen eine eigenständige Paaridentität ausbilden, die zum Beispiel von allgemein gültigen moralischen Grundsätzen abweicht.

Anhand George Herbert Mead's Theorie wird erläutert, wie ein Individuum in Interaktion mit Anderen seine soziale Identität entwickelt. Gerade in Bezug auf die Integration von Zuwanderern spielen Identitäten eine große Rolle. Den Angehörigen zweiter Generationen werden oft brüchige oder instabile soziale Identitäten unterstellt. Die Identitätsprobleme der Nachkommen begründen sich vielfach dadurch, dass Minderheiten von den Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft abgelehnt oder aufgrund ihrer Herkunft (Stigmasymbol) diskriminiert werden. Goffman's Stigmatheorie veranschaulicht die Auswirkungen dieser Stigmatisierung auf die soziale Identität eines Individuums, und die von den Betroffenen abgeleiteten Strategien des Stigmamanagements.

2.2.1 Identitätstheorie – nach Georg Herbert Mead

2.2.1.1 Identitätsentwicklung durch Spiel („play“) und Wettkampf („game“)

Das kindliche Spiel ist ein wichtiger Faktor in Bezug auf die Identitätsbildung eines Individuums, weil es dort lernt, die Rollen Anderer zu übernehmen (vgl. Mead 1968/2005: 191; 113). Bevor Kinder am ernsthaften Spielen mit anderen Kindern teilnehmen können, beginnen sie andere Personen nachzuahmen. Diese Art des Spielens nennt Mead „play“. Das Kind ahmt diejenigen nach, deren Rollen ihm bekannt sind. In erster Linie sind dies Familienmitglieder bzw. Menschen aus dem näheren Umfeld, oder unterschiedlichste Berufsrollen (vgl. Mead 2005: 192), die das Kind bereits aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen kennen gelernt hat (z.B. ÄrztInnen, VerkäuferInnen). Ebenso kann es sich um Berufe handeln, von denen das Kind weiß, was deren Rolleninhaber tun ('die Feuerwehr', etc.). Erstere, deren Rolle das Kind durch eine spezifische Person kennen lernt, sind die so genannten „signifikanten Anderen“ (Abels 2006: 84). Bei letzteren (z. B. bei 'der' Feuerwehr) steht lediglich die spezifische Rolle,

unabhängig von der sie jeweils ausführenden Person im Vordergrund, weshalb sie als „verallgemeinerte Andere“ (Mead 2005: 196) bezeichnet werden.

Im Spiel ahmt das Kind die jeweiligen Rollen nach und übt damit verbundenen Aufgaben aus, die es bereits kennt. Das Kind versetzt sich also in die Rolle desjenigen, den es nachahmt und agiert aus dessen Perspektive (vgl. Abels 2006: 261).

Laut Mead (2005: 192) hat das Kind während der Rollenübernahme einen Reiz in sich, der bestimmte Reaktionen verursacht. Die Reize verursachen im Kind dieselben Reaktionen wie in anderen Kindern, die dieselbe Rolle nachahmen, was dazu führt dass später dann auch mehrere Kinder miteinander spielen können (alle spielen sie seien miteinander 'die' Feuerwehr). Auf der Grundlage seiner eigenen Reaktionen auf bestimmte Reize, entwickelt das Kind eine Identität. (Ebenda: 193) Dies geschieht indem es alle Reaktionen zusammennimmt und zu einer Identität verknüpft (die Identität der Rolle, die es nachahmt). Dadurch kann das Kind gleichzeitig es selbst und eine andere Person sein. Innerhalb des Kindes vollzieht sich ein Austausch der beiden Identitäten, indem das Kind in jeweils unterschiedlichen Rollen agiert (Reize produziert) und reagiert. (vgl. Ebenda) Durch dieses Spiel entsteht zwischen den beiden interagierenden Identitäten in ihm, eine „organisierte Struktur“ (Mead 2005: 193).

Mead (2005: 193) unterscheidet „Spiel“ („play“) vom „Wettkampf“ („game“), der eine organisierte Variante des Spiels darstellt und folglich einen höheren Grad an Komplexität aufweist. Im Wettkampf muss das Kind „die Haltung aller in das Spiel eingeschalteten Personen (...) übernehmen, und diese verschiedenen Rollen müssen eine definitive Beziehung zueinander haben“ (Ebenda).

Im einfachen *Spiel* kann ein Kind jederzeit die Rolle einnehmen, die ihm gerade in den Sinn kommt. Befindet sich das Kind in einem *Wettkampf* mit Anderen, so muss es seine eigene Rolle spielen und sich auch in die der Anderen hineinversetzen können. Nur wenn das Kind die Reaktion der Anderen auf sein Handeln abschätzen kann (hineinversetzen in deren Rolle), dann wird es im Wettkampf Erfolg haben. Die Rollen der Anderen sind nicht ständig bewusst, müssen aber 'theoretisch' präsent sein, weil zu bestimmten Zeitpunkten gewisse Reaktionen eingefordert werden. (vgl. Mead 2005: 193) Das Kind muss also „die tatsächlichen und *möglichen* Handlungen und Perspektiven *aller* Beteiligten vor Augen haben (Abels 2006: 262; Herv. i. O.)“.

Der Wettkampf läuft im Gegensatz zum einfachen Spiel, anhand von Regeln ab. Für eine Vielzahl an Spielen gibt es bereits vorgegebene Regeln, doch Regeln werden auch

von den Mitspielenden modifiziert oder neu ausgehandelt. (Mead 2005: 194) Der Wettkampf markiert einen wichtigen Punkt in der Identitätsentwicklung des Kindes, weil die Übernahme organisierter Rollen stärker in den Vordergrund tritt. (Ebenda)

2.2.1.2 Der / das verallgemeinerte Andere

„Jeder Gegenstand – jedes Objekt oder jede Gruppe von Objekten, ob nun lebendig oder unbelebt, menschlich, tierisch oder einfach physisch -, im Hinblick auf den der Mensch handelt oder auf den er gesellschaftlich reagiert, ist für ihn ein Element des verallgemeinerten Anderen; indem es dessen Haltung ihm gegenüber übernimmt, wird es sich seiner selbst als Objekt oder Individuum bewusst und entwickelt somit eine Identität oder Persönlichkeit.“ (Mead 2005: 196)

Der/die/das *verallgemeinerte Andere* bezeichnet eine Gemeinschaft oder eine Gruppe, mit deren Hilfe ein Individuum seine Identität entwickelt. (Ebenda) Im Gegensatz zum Spiel, muss das Kind im Wettkampf die Rollen aller AkteurInnen präsent haben. D. h. also, dass der Einzelne bestimmte Handlungen seiner Mitspieler erwartet, worauf er seine Reaktionen anpasst. Diese Erwartungen aller Beteiligten organisieren sich zu einem Ganzen, das wiederum die Reaktion des Einzelnen kontrolliert (Mead 2005: 196). Das Team hat die Rolle des generalisierten Anderen, indem es die Haltungen aller Mitspieler enthält. (vgl. Ebenda)

Aus gemeinsamen Haltungen entsteht das verallgemeinerte Andere, wodurch die Mitglieder einer Gemeinschaft über gemeinsame Strukturen verfügen, an denen sie sich orientieren können. (vgl. Mead 2005: 206) Der Einzelne möchte gesellschaftlichen Organisationen angehören. Indem das Individuum in diesen Organisationen funktioniert, definiert es sich selbst, durch seine Beziehung zur Gruppe. (Mead 2005: 203) Indem Einzelne an gemeinsamen Haltungen teilhaben, können dadurch die Haltungen sämtlicher Mitglieder einer Gemeinschaft kontrolliert werden (Ebenda: 206). Das verallgemeinerte Andere inkludiert alle Vorstellungen darüber, was Individuen in bestimmten Situationen normalerweise tun würden und was man sich daher von den beteiligten AkteurInnen erwarten kann (Abels 2006:263).

Es verkörpert die Erwartungen Aller in einer bestimmten Situation und somit auch die Normen und Werte einer Gesellschaft (Ebenda: 264).

2.2.1.3 „I“ und „Me“

Individuen entwickeln ihre Identität im gesellschaftlichen Prozess. Dies passiert indem sie durch Mitglieder ihrer Gruppe beeinflusst werden und diese wiederum durch Gegenreaktionen beeinflussen. (Mead 2005: 207)

Die Identität eines Individuums besteht aus dem „I“ („Ich“) und dem „Me“ („ICH“)². Das *Ich* hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem von Freud geprägten Begriff des „Es“ (vgl. Abels 2006: 265). Wie das *Ich* handeln wird, ist demzufolge nicht vorhersehbar, da es immer etwas unberechenbar bleibt (Mead 2005: 220). Es ist vielmehr initiativ und seine Reaktionen beinhalten Neues (Ebenda: 221). Die Reaktionen des *Ich* können uns mitunter selbst überraschen (vgl. Ebenda: 216). Das *Ich* ist ein Teil unserer Identität, aber es kommt nicht aus uns hervor, es zeigt sich nicht. Wir führen Dialoge mit uns selbst, können uns aber selbst nicht sehen. (Mead 2005: 217)

Das „Me“ hingegen kann als „das sich selbst als Objekt erfahrende Ich“ (Mead 2005: 216) definiert werden. Es entwickelt sich „durch die Übernahme der Haltung anderer“ (Ebenda: 217). Das „I“ reagiert dann auf das „Me“.

Wie kommt es aber nun zur Identitätsbildung? *„Der Einzelne erfährt sich - nicht direkt, sondern nur indirekt – aus der besonderen Sicht anderer Mitglieder der gleichen gesellschaftlichen Gruppe als Ganzer, zu der er gehört“* (Mead 2005: 180).

Ein Individuum reagiert mithilfe seines Ichs, auf Erwartungen der Anderen. Auf seine Reaktion folgen natürlich wiederum Reaktionen der Anderen, wodurch sich das Individuum in seinem *Me* erfährt. D.h. dass das Individuum durch die Reaktion der Anderen merkt, wie es die Anderen sehen. Es erfährt dadurch, ob seine Reaktion angemessen war und erhält ein Bild, das die anderen von ihm haben. Wie bereits gesagt bietet das generalisierte Andere dem Individuum Orientierung in unterschiedlichen Situationen. Es verdeutlicht, was ein Individuum im Normalfall tun würde, gilt somit als Norm und bewertet auch zugleich die Reaktion des jeweiligen Akteurs (vgl. Abels 2007: 29). Das heißt, dass der Einzelne einem gewissen Druck ausgesetzt ist, wenn seine Reaktion als positiv bewertet werden soll.

Er muss den Erwartungen der Anderen bis zu einem gewissen Grad aber gerecht werden, um in der jeweiligen Gemeinschaft, der er angehört, zu funktionieren. Dadurch kann er sich wiederum über seine Beziehungen selbst definieren. (vgl. Mead 2005: 203)

² Die Begriffe entstammen der deutschen Übersetzung von „Mind, Self and Society“.

Ein Individuum entwickelt seine soziale Identität, indem es sich auf Andere bezieht, dadurch seine eigene Identität zum Objekt macht und auf dieses Bild wiederum reagiert (vgl. Abels 2006: 261).

2.2.2 Theorie des Stigmas – von Erving Goffman

Im Mittelpunkt der Stigmatheorie stehen soziale Identitäten von Personen, denen ein bestimmtes, auffälliges Merkmal anhaftet, das sie von Anderen unterscheidet. Goffman geht davon aus, dass sie durch dieses Zeichen in ihrer sozialen Identität beschädigt werden und leitet davon unterschiedlichste Folgen ab, die sich z. B. auch in der Interaktion mit den „Normalen“ zeigen. Man unterscheidet drei Arten von Stigmas. Zum einen gibt es Stigmata, die sich auf den Körper der/ des Betroffenen beziehen, dann diejenigen, die den Charakter oder die Psyche betreffen und schließlich können sich Stigmata auch auf Rasse, Nation und Religion beziehen. (vgl. Goffman 1967 /1980: 12f) Wenn Menschen aufgrund der letztgenannten Merkmale diskreditiert werden, spricht man heute von Diskriminierung. Hierbei könnte man die Merkmale 'Geschlecht' und 'Alter' noch hinzufügen. Auf jeden Fall handelt es sich bei einem Stigma um etwas, das Betroffenheit auslöst. (vgl. Ebenda: 9) Im Falle einer Muslimin könnte das Kopftuch als Stigma angesehen werden, weil es bei Mitgliedern der Mehrheit vielfach ein Gefühl des Mitleides auslöst. Das Kopftuch suggeriert ihnen, dass die Frau unterdrückt wird.

Es ist wichtig, nicht an den Eigenschaften von Stigmata hängen zu bleiben, sondern diese vielmehr in Relation zu sehen (vgl. Ebenda: 11). Aus dieser Perspektive können Eigenschaften in einem Fall stigmatisierend wirken, im anderen aber zum Vorteil des Betroffenen sein. Ein körperliches Gebrechen kann hindernd sein, für jemanden, der den verpflichtenden Heeresdienst unbedingt leisten möchte. Einem Anderen hingegen, kann dieses Gebrechen in diesem Zusammenhang gerade recht sein, um als 'untauglich' klassifiziert zu werden. (vgl. Goffman 1980: 11f) Vor allem in Bezug darauf, dass stigmatisierende Eigenschaften immer in Relation zu sehen sind, ist es wichtig zu überlegen, wie eine Eigenschaft überhaupt zu einem Stigma wird. Ein Stigma ist im Grunde genommen, eine Abweichung von der gesellschaftlichen Norm. Die Mehrheit verkörpert die Norm und definiert somit was als normal angesehen wird. (vgl. Ebenda: 9) Das zeigt sich auch im Umgang mit abweichenden Phänomenen oder der Definition

von krank und gesund. So wurde z. B. Homosexualität früher als Krankheit angesehen. Ein Stigma wird sozial konstruiert, es entsteht nur indem es von der Gesellschaft oder einem Kollektiv bewertet wird (vgl. Ebenda: 154). Abgesehen davon ist jede/r in bestimmtem Maße unzulänglich, wenn er/sie an (ebenso gesellschaftlich konstruierten) Idealen gemessen wird. Merkmale wie das äußere Erscheinungsbild, Bildung, Einkommen, Leistungen, etc. können als Maßstab fungieren. Goffman (1980: 159) spricht hier von „Identitätsnormen“ von denen wir entweder abweichen oder uns normenkonform verhalten.

Der Unterschied zwischen den Stigmatisierten und den Normalen ist der, dass der Stigmatisierte zusätzlich zu alltäglichen Problemen auch noch durch seinen Makel diskreditiert wird. Die Definition und die Wahrnehmung eines Makels bedingen sich gegenseitig, z.B. durch soziale Institutionen (vgl. Goffman 1980: 10). Zum einen wird definiert welches Kind in eine Sonderschule kommt und welches in eine Volksschule und zum anderen bedingt die Existenz der Sonderschule wiederum, dass diese SchülerInnen als anders wahrgenommen und bewertet werden.

Goffman (1980: 13) beschreibt die Wirkung des „Stigmatisierten“ auf die „Normalen“ folgendermaßen: *„Ein Individuum, das leicht in gewöhnlichen sozialen Verkehr hätte aufgenommen werden können, besitzt ein Merkmal, das sich der Aufmerksamkeit aufdrängen und bewirken kann, daß [sic] wir uns bei der Begegnung mit diesem Individuum abwenden, wodurch der Anspruch, den seine anderen Eigenschaften an uns stellen, gebrochen wird. Es hat ein Stigma, das heißt, es ist in unerwünschter Weise anders, als wir es antizipiert hatten“.*

Das Verhalten der „Normalen“ ist gekennzeichnet dadurch, dass sie den Stigmatisierten nicht als vollständig oder eigenständig begreifen und ihn dadurch herabsetzen, oder ihn mit Hilfeleistungen unterstützen wollen (vgl. Ebenda: 13; 26). „Normale“ billigen dem Stigmatisierten eine „Schein-Akzeptierung“ zu, die dem Betroffenen eine „Schein-Normalität“ suggerieren soll (Goffman 1980: 152; Herv. i. O.) „Normale“ konstruieren Alltagstheorien, die jegliches Handeln des Stigmatisierten auf seinen Makel zurückführen. (vgl. Ebenda: 13f) Ein Beispiel dafür ist, wenn sich jemand bei einer Straftat eines Einheimischen nach dem Grund seines Handelns fragt. Die Erklärung für einen Einbruch könnten finanzielle Probleme gewesen sein. Bei einem Menschen mit Migrationshintergrund hingegen reicht oft die andere Herkunft als Erklärung aus. Jemand ist so, weil er anderer Herkunft ist. Die Konstruktion des Stereotyps des

Stigmatisierten beinhaltet auch, dass bestimmte Dinge hinzugefügt und andere weggelassen werden (vgl. Ebenda). Es wird verallgemeinert und betrifft daher nicht nur die eine Person, sondern alle Menschen mit denselben Eigenschaften.

Individuen treten in Interaktion mit anderen und schließen aufgrund von äußeren Merkmalen auf deren soziale Identität. Im Grunde genommen erhalten wir aber nur Einblick in deren „virtuale soziale Identität“ (Goffman 1980: 10). Das was ein Individuum tatsächlich ausmacht ist seine „aktuelle soziale Identität“ (Ebenda). Das Stigma verursacht eine Diskrepanz zwischen der *aktualen* und der *virtuellen* sozialen Identität eines Menschen (Ebenda: 11). Besonders in Anwesenheit 'normaler' Personen wird dem stigmatisierten Menschen seine, von außen zugeschriebene, Unzulänglichkeit vor Augen geführt. (vgl. Ebenda: 16) Aus dieser Tatsache heraus, stellt sich natürlich die Frage, wie Individuen mit diesem Makel umgehen. Zum einen können sie bei körperlichen Fehlern mit Hilfe einer Operation versuchen, diese zu korrigieren. Eine andere Möglichkeit ist, sich den Anderen zu beweisen, z.B. in Form von Leistungen, die einem die Anderen nie zugetraut hätten. (vgl. Goffman 1980: 18f) Weiters, und damit zeigt sich, dass ein Stigma immer situationsspezifisch zu bewerten ist, kann es zum eigenen Vorteil verwendet werden, wenn das eigene Versagen mit dem Stigma legitimiert wird (vgl. Ebenda: 20). Zudem können StigmaträgerInnen auch versuchen unter sich zu bleiben, um nicht ständig auf ihre Unzulänglichkeit hingewiesen zu werden. Von dieser Möglichkeit machen MigrantInnen gebrauch, wenn sie in ethnischen Gemeinschaften leben. (vgl. Ebenda: 34) Das Zusammenleben und die Interaktion innerhalb derselben Gruppe soll den Stigmatisierten Erleichterung bringen (vgl. ebenda: 46).

Bei Stigmatisierten, die aus soeben genannten Gründen eher unter einander bleiben, kann es einzelne Personen der „Normalen“ geben, die in ihren Kreis aufgenommen werden. Diese so genannten „Weisen“ sind „(...) Personen, die normal sind, aber deren besondere Situation sie intim vertraut und mitfühlend mit dem geheimen Leben der Stigmatisierten gemacht hat und denen es geschieht, dass ihnen ein Maß von Akzeptierung, eine Art von Ehrenmitgliedschaft im Clan zugestanden wird“ (Goffman 1980: 49). Ebenso gibt es Weise denen nur vorübergehend dieser Status verliehen wird, oder auch solche, denen ihr Status wieder abgesprochen wird, wenn sie sich sozusagen als Pseudo-Weise ausgegeben haben, die dem Stigmatisierten gegenüber nur Akzeptanz heucheln und sich durch ihr Verhalten selbst verraten (vgl. Ebenda: 147; 142).

Eine wichtige Unterscheidung ist die zwischen *Diskreditierten* (wenn das stigmatisierte Individuum schon annimmt, dass man über sein Anderssein bescheid weiß z. B. ein Mensch mit Behinderung) und *Diskreditierbaren* (die Anwesenden wissen es nicht, oder er nimmt an, dass sie es nicht wissen, wie z. B. bei einem kürzlich entlassenen Häftling) (vgl. Ebenda: 12). Eine diskreditierbare Person muss sich Gedanken über ihre Selbstpräsentation machen, nämlich worüber sie die Anderen informiert und was sie verschweigt (vgl. Ebenda: 56).

Der oder die Stigmatisierte wird anhand eines Stigmasymbols als solche/r identifiziert. Ein Symbol ist ein Zeichen, das soziale Informationen vermittelt (Goffman 1980: 58). Das Stigmasymbol kann etwas sein, das der/die Stigmatisierte freiwillig trägt (z. B. religions- oder ethnienpezifischer Kleidungsstil) oder es kann angeboren sein, wie z. B. die Hautfarbe eines Menschen oder eine körperliche Beeinträchtigung. Weiters unterscheiden sich die Stigmasymbole dahingehend, ob sie bleibend sind oder nicht. (vgl. Ebenda: 61)

Die Bedeutung des Zeichens kann je nach Gruppe oder Perspektive divergieren. Ein Kopftuch kann von einer Muslimin stolz getragen werden, während eine Nicht-Muslimin darin vielleicht eine traditionelle Lebensführung und mangelnde Assimilationsbereitschaft sieht. (vgl. Ebenda: 62f) Prinzipiell spielt es eine große Rolle, ob ein Stigma sichtbar ist oder nicht. Im Grunde genommen geht es dabei aber um mehr, nämlich, dass dadurch das Stigma sofort wahrnehmbar wird. (vgl. Goffman 1980: 64) Wo ein Stigmasymbol freiwillig getragen wird, da spielt der Umgang des Trägers mit seinem sozialen Umfeld eine große Rolle. Eine Möglichkeit ist, dass das Stigmasymbol, bzw. dessen Bedeutung gegenüber den „Normalen“ gleich vorweg thematisiert wird, bevor diese es ansprechen und sich in eine peinliche Situation bringen, oder sich aus Scham nicht trauen drüber zu sprechen. (vgl. Ebenda: 127f)

Weitere Möglichkeiten des „Stigmamanagements“ sind „täuschen“ und „kuvrieren“ (Goffman 1980: 96). *Täuschen* liegt dann vor, wenn eine Person entscheidet Informationen zu verheimlichen, die in der Situation nicht offensichtlich sind, die sie aber diskreditieren würden. Eine solche Situation wäre zum Beispiel wenn jemand mit nicht offensichtlichem Migrationshintergrund (z. B. durch akzentfreies Sprechen) am Telefon, bei seinem Gesprächspartner die Vorstellung eines Einheimischen hervorruft. Täuschen kann beabsichtigt, aber auch unbeabsichtigt sein. (vgl. Ebenda)

Kuvrieren liegt vor, wenn jemand versucht jene Fehler auszumerzen oder zumindest nicht offen zu zeigen, die spezifische Stigmamerkmale darstellen. Damit steht ein bestimmtes Merkmal nicht mehr im Zentrum der Aufmerksamkeit. Ein Beispiel dafür sind Namensänderungen von MigrantInnen, die ihre ursprüngliche Herkunft verdecken sollen. (vgl. Ebenda: 130)

Je nach Stigma können sich die Betroffenen in Gruppen und Vereinen organisieren, die eine wichtige Rolle hinsichtlich des Stigmamanagements übernehmen. Diese Institutionen vermitteln den Betroffenen Strategien um mit spezifischen Situationen umzugehen. Sie helfen den Einzelnen zu entscheiden, wie sie sich verhalten sollen und erleichtern die Reaktion auf Vorurteile. (vgl. Goffman 1980: 136) Ein Stigma spielt natürlich nicht in allen sozialen Beziehungen eines Individuums dieselbe Rolle. In engeren Beziehungen beispielsweise bei Freunden oder Bekannten, spielt es eine geringere Rolle als bei Fremden. Es ist anzunehmen, dass das Stigma hauptsächlich in Interaktion mit Fremden problematisch bleibt. (vgl. Ebenda: 68)

Stigmatisierte schließen sich oft zusammen und versuchen auf politischer Ebene etwas gegen ihre Lage zu unternehmen. Die Tatsache, dass Stigmen sozial konstruiert sind, kann, zusammen mit dem Engagement der Gruppe, zu einer Veränderung der „Normalen“ im Umgang mit stigmatisierten Personen führen:

“Wenn ein Attribut, wie im Falle von Scheidung oder irischer Stammeszugehörigkeit, viel von seiner Kraft als ein Stigma verliert, wird man Zeuge einer Periode, wo die frühere Definition der Situation mehr und mehr attackiert wird, zunächst vielleicht auf der Bühne der Komödie, und später während gemischter Kontakte in der Öffentlichkeit, bis das Stigma aufhört Kontrolle (...) auszuüben (...)“ (Goffman 1980: 169).

Ein Stigma an sich gibt es nicht, es unterliegt sozialer Konstruktion und Bewertung. Es bezieht sich also weniger auf bestimmte Individuen, sondern auf eine von zwei Rollen. Da jede/r in bestimmten Bereichen unzulänglich ist, kann ihr/ihm im Laufe ihres/seines Lebens diese Rolle zugespielt werden. Es kommt immer darauf an, wie man gemessen an den Anderen bewertet wird. Anstelle von stigmatisierten Personen kann man daher von Rollen, AkteurInnen und Perspektiven sprechen. (vgl. Ebenda:169f)

2.3 Zuschreibungen/ Fremdbilder.

Was sind Stereotypisierungen und Zuschreibungen und welche Funktionen erfüllen sie? Von einem Stereotyp spricht man dann, wenn einer sozialen Gruppe eine Eigenschaft zugeschrieben wird, die generell allen Mitgliedern unterstellt wird (vgl. Kallmeyer 2002: 153). Weiters können diese ausgewählten Eigenschaften in ihrer Ausprägung übertrieben werden, wohingegen andere, die das Stereotyp nicht stützen würden, weggelassen, oder unterbewertet werden (vgl. Weiss 2002: 17). Grundsätzlich müssen Individuen zwischen verschiedenen Kategorien in einer Gesellschaft differenzieren können (vgl. Ebenda: 35). Soziale Kategorien basieren auf stereotypen Vorstellungen und erleichtern uns die Orientierung im Alltag (vgl. Kallmeyer 2002: 153). Man muss z. B. wissen wie Frauen, oder Männer typischerweise aussehen, um eine fremde Person richtigerweise mit „Frau“ oder „Herr“ ansprechen zu können. Man entwickelt also eine Vorstellung darüber, wie Männer oder Frauen aussehen und verlässt sich auch auf diese. Im Grunde geht es darum Komplexität zu reduzieren und an dieser Stelle zeigt sich auch das Problem von stereotypen Vorstellungen: man bewertet und kategorisiert Individuen, von vornherein, nach den für sie vorgesehen Eigenschaften. Sie fungieren dann nur noch als Mitglieder eines Kollektivs als „Frau“, „Ausländerin“, „Muslimin“, „Türkin“, denen man bestimmte Merkmale zuschreibt und von denen man bestimmte Verhaltensweisen erwartet (vgl. Ebenda).

Der Unterschied zwischen einem Stigma und einem Stereotyp liegt darin, dass die „Normalen“, zwar auch stigmatisiert werden können, sich aber wahrscheinlich öfter mit einem Stereotyp konfrontiert sehen. Das erklärt sich daraus, dass Individuen in differenzierten Gesellschaften täglich in eine Vielfalt an Rollen eingebunden sind, von denen stereotype Vorstellungen existieren. Ein und dieselbe Person kann also mit mehreren stereotypen Vorstellungen gleichzeitig konfrontiert sein, z. B. als 'typische Frau', die am liebsten Schuhe kauft und nicht einparken kann, sowie als 'typische Studentin', die frühesten zu Mittag aufsteht und jeden Abend ausgeht.

Stereotypisierungen werden von allen Gruppen in einer Gesellschaft vollzogen, sie gelten sozusagen als normal. Geschichten über eigene Traditionen und die eigenen Identität werden verwendet um das eigene Leben zu deuten und Sinn zu produzieren (Liebhart et al 2002: 9).

Diese Geschichten werden anhand von Bildern weitergegeben, weil sie einfache Erklärungen liefern. (vgl. Ebenda) Überdies scheint es gar nicht möglich zu sein Vorurteile im Denken oder Handeln aufzugeben, weder in Bezug auf das Individuum, noch auf das Kollektiv (Weiss 2002: 17).

Das Problem liegt weniger im Vorurteil selbst, sondern vielmehr in seiner Verwendung und Funktion, vor allem für die Mächtigeren in einer Gesellschaft. Gruppen grenzen sich nach Außen hin ab und definieren sich dadurch selbst. Bei der Bildung eines Kollektivs bleibt es aber nicht bei der Abgrenzung, sondern es muss auch das Eigene betont werden. Nationale und kulturelle Identitäten werden z.B. konstruiert, indem ihre Eigenheiten hervorgehoben werden, die andere nicht vorweisen können. Das Eigene wird als das Bessere bewertet, und wertet damit die Anderen durch ihren 'Mangel' ab. (vgl. Ebenda)

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch Norbert Elias Beobachtung, die sich auf das Verhältnis von Etablierten und Außenseitern bezieht: „Das Wir – Bild der eigenen Gruppe lesen die mächtigeren Etablierten von der Minorität der Besten, das Sie – Bild der verachteten Außenseiter von der Minorität der Schlechtesten ab“ (Elias 1990: 164 zitiert in Baumgart / Eichener 1991: 137). Indem andere als nicht zugehörig definiert werden, erhöht sich auch die Exklusivität der Gruppe für deren Mitglieder. Diejenigen, die der Wir-Gruppe zugehörig gesprochen werden, fühlen sich dann mehr miteinander verbunden.

Die Medien spielen sowohl in der Produktion und der Verfestigung von Stereotypen, als auch in deren Zerstörung eine bedeutende Rolle, indem sie Definitions- und Deutungsmacht besitzen (vgl. Liebhart 2007: 9). Zudem beeinflussen sich mediale Diskurse und Einstellungen der Bevölkerung wechselseitig. Durch den Kommunikationsprozess werden sie verbreitet und reproduziert (vgl. Kallmeyer 2002: 153).

Individuen konstruieren stereotype Vorstellungen, weil sie, zum einen Orientierung im Alltag bieten. Zum anderen werden sie verwendet, um gesellschaftliche Ungleichheiten zu produzieren und zu legitimieren. *„Unsere Wahrnehmung von Fremden wird durch individuelle und kollektive Bilder und Stereotypen – die durch familiäre und nationale Traditionen, Kultur und Politik vermittelt sind – gefiltert, strukturiert und geformt. Umgekehrt können aber auch individuelle Erfahrungen die tradierten Bilder korrigieren und widerlegen oder auch neue Vorstellungen, Bilder und Stereotype produzieren.“* (Liebhart et al 2002: 7)

Welchen Einfluss haben aber nun individuelle Erfahrungen auf stereotype Vorstellungen? Zum einen könnte man davon ausgehen, dass Erfahrungen sich positiv auf Bilder auswirken und Vorurteile wettmachen. Dies könnte vor allem dann eintreffen, wenn es sich um eine positive Erfahrung handelt, die ein negatives Bild in ein positives korrigiert.

Obwohl Bilder nicht statisch sind (vgl. Ebenda: 10), müssen positive Erfahrungen nicht zu Veränderung von stereotypen Vorstellungen führen. *„Die neuere kognitiv orientierte Forschung setzt sich erneut damit auseinander, dass generalisierte Vorstellungen sehr stabil sind, durch ihnen widersprechende Erfahrungen kaum korrigiert werden und sich gleichsam als erfahrungsresistent erweisen. Eine wichtige Rolle spielt dabei die Generalisierung von Situations- bzw. Ereignismodellen, die der Interpretation neuer Wahrnehmungen unterlegt werden“* (Kallmeyer 2002.: 154).

Stereotype Vorstellungen über Musliminnen beispielsweise, sind nicht erst in den 1960er Jahren durch die Zuwanderung türkischer GastarbeiterInnen nach Österreich entstanden, sondern haben eine lange Tradition. Diskurse über die Verschleierung gehen z. B. bis in die Kolonialzeit der Engländer in Ägypten zurück (siehe Ahmed 1992). Die damals vorherrschenden, westlichen Bilder über muslimische Ägypterinnen sind nicht direkt auf die Situation von österreichischen Musliminnen türkischer Herkunft, zweiter Generation übertragbar, aber dennoch zeigt sich, wie hartnäckig sich Stereotype halten können, zumal sie immer wieder für politische Zwecke instrumentalisiert wurden.

Man kann also sagen, dass die Beibehaltung von Stereotypen, trotz positiver Erfahrungen durchaus möglich ist. Bilder von MigrantInnen entstehen im Kommunikationsprozess, verbreiten sich dadurch und werden schließlich zu Alltagswissen (Ebenda: 153). Darüber hinaus bieten sie dem Individuum Orientierung in Bezug auf sein Handeln mit bestimmten Personengruppen und legitimieren sein Denken und Handeln zugleich. (vgl. Ebenda)

Menschen wurden seit jeher aufgrund von bestimmten Merkmalen diskriminiert (z. B. aufgrund der Hautfarbe). In modernen Gesellschaften begründen sich Benachteiligungen vielfach auf kulturellen Stereotypen, als neuer Typ von Kulturrassismus. (vgl. Weiss 2002: 20)

Zuschreibungen und Stereotype verfolgen immer einen bestimmten Zweck. Meist soll damit das Eigene besser dargestellt werden als das Andere. Wenn muslimische

Migrantinnen beispielsweise als unterdrückt präsentiert werden, kann diese Darstellung dazu dienen, das Frauenbild in der eigenen Gesellschaft aufzuwerten, oder Benachteiligungen von Frauen zu kaschieren. (vgl. Youssef 2004: 16) Zur Erklärung wird an dieser Stelle bewusst ein polemisches Beispiel angeführt: Wenn eine Frau im Westen, aus unerfindlichen Gründen, um ein Drittel weniger verdient als ein Mann, wird sie sich ungleich behandelt fühlen. Wenn sie aber in einer Frauenzeitschrift einen Artikel über ein „unterdrücktes muslimisches Mädchen“ liest, das im Alter von 14 Jahren zwangsverheiratet wurde, dann wird sie sich, im Vergleich zu dieser Figur wahrscheinlich emanzipiert und gleichberechtigt fühlen. Die Konstruktion dieser Figuren kann also auch dazu dienen die Probleme innerhalb der eigenen Gesellschaft klein zu halten, indem man auf andere zeigt, denen es noch viel schlechter geht oder auch scheinbar schlechter geht (vgl. Ebenda: 16). Zudem baut sich dadurch auch das Gefühl einer eigenen 'kulturellen Überlegenheit' auf (vgl. Ebenda: 13).

Ein weiteres Beispiel dafür ist das Thema Sexualität und muslimische Frauen. Seit der sexuellen Revolution im Westen wird Sexualität scheinbar nicht mehr tabuisiert. Die freie Sexualität gilt nun als Ideal und deren Tabuisierung und Unterdrückung wird als problematisch angesehen. Da dieses Problem im Westen scheinbar nicht mehr existiert, wird es in der islamische Welt festgemacht und als Bürde bewertet, von der scheinbar alle muslimischen Frauen betroffen sind. (vgl. Youssef 2004: 14)

Westliche Feministinnen werden vielfach dafür kritisiert, dass sie ihre Normen und Werte, als Maßstab für andere Gesellschaften verwenden und die dort lebenden Frauen als unterdrückt bewerten. Aus einer eurozentristischen Perspektive heraus glauben sie zu wissen, was für andere gut ist. (siehe Mohanty 1991 und Pinn/ Wehner 1995)

Bilder über „die Musliminnen“ oder „die westlichen Frauen“ werden explizit gegensätzlich konstruiert (vgl. Youssef 2004: 11) um möglichst starke Unterschiede zwischen beiden Identitäten zu erreichen, sodass die jeweiligen Frauen umso mehr Unverständnis für die freiwillige Lebensweise der Anderen entwickeln.

Aus jeder Perspektive ist nur eine Lebensweise die 'gute' und von der anderen fühlt man sich bedroht.

3. Methode

3.1 Maximen qualitativer Forschung und Forschungsplanung

Das Thema der vorliegenden Arbeit lautete ursprünglich: „**Freundschaft zwischen Frauen türkischer Herkunft (Migrantinnen der 2. Generation) und Frauen österreichischer Herkunft**“. Die Arbeit ist als qualitatives Forschungsdesign konzipiert und hat somit die Generierung von Hypothesen zum Ziel und nicht deren Überprüfung.

Ein qualitatives Forschungsdesign eignete sich für diese Themenstellung aus mehreren Gründen. So wurde die Thematik „Freundschaft“ an sich in der Soziologie vernachlässigt (vgl. Rapsch 2004), genauso wie Freundschaften zwischen Personen unterschiedlicher Herkunft soziologisch noch nicht ausreichend beleuchtet zu sein scheinen (vgl. Reinders et al 2006). Die Tatsache, dass über den Forschungsgegenstand noch wenig Wissen besteht, diente als Hauptargument für eine qualitative Vorgehensweise, denn diese eignet sich hervorragend zur Erforschung von unbekanntem Phänomenen oder wenig erforschten Lebenswelten (vgl. Rosenthal 2005: 18). Die Stärken qualitativer Interviews lieferten ein weiteres Argument dafür. Für Froschauer und Lueger zählen dazu:

- die „Erkundung von Handlungs- und Systemlogiken in sozialen Systemen“,
- das Erlangen von Kenntnis über „die Gründe für die Entwicklung spezifischer Handlungsweisen in einem sozialen Feld“ und
- „spezifische Dynamiken der Strukturierung komplexer Sozialsysteme“ (Ebd. 2003: 7).

Um einen thematischen Fokus in die Untersuchung zu bringen, wurde folgende Forschungsfrage konstruiert: „Welche spezifischen Merkmale lassen sich bei Freundschaften zwischen Frauen türkischer und österreichischer Herkunft feststellen?“ Des Weiteren sollte herausgefunden werden, welche Probleme sich in diesen Freundschaften ergeben und wie die Beteiligten damit umgehen.

Im Laufe der Untersuchung veränderte sich die Forschungsfrage, was bei qualitativen Forschungen generell erwarten werden kann, denn: *„nimmt man gesellschaftliche Phänomene ernst, will sie in ihrer sozialen Dynamik verstehen und möchte für Neues*

empfänglich sein, so zeigt sich erst im Forschungsverlauf, welche Fragen überhaupt sinnvoll gestellt werden können und erst am Ende weiß man, auf welche Frage eine Studie eine Antwort zu geben vermag“ (Lueger 2000: 51).

Nachdem ein Exposé erarbeitet und verschriftlicht worden war, ging es darum, die Forschung zu planen. Im Unterschied zu einer quantitativen Vorgangsweise sind „*exakte Planungen*“ im Rahmen qualitativer Sozialforschung „*völlig ungeeignet*“, denn „*die Vorgangsweise muß [sic] sensibel auf die verschiedenen Phasen der Forschungsabwicklung und die darin konkretisierten Anforderungen eingehen*“ (Ebd.: 49). Diese Haltung bedeutet, dass vorab nur eine grobe Planung sinnvoll ist, „*die erst im Forschungsverlauf präzisiert wird und sich auf die Dynamik des Forschungsfeldes bzw. den jeweiligen Erkenntnisstand einlässt*“ (Ebd.).

In Bezug auf die vorliegende Arbeit war zu Beginn geplant, narrative Interviews mit jungen Frauen im Alter von 16 bis 19 Jahren zu führen. Die Gespräche sollten mit den Freundinnen zugleich durchgeführt werden. Dahinter stand die Annahme, dass man anhand der Interaktion im Interview Rückschlüsse auf die Freundschaft ziehen könne. In Interviews mit mehreren Beteiligten werden, beispielsweise durch indirekte Kommunikation und Koalitionsbildung, Gesprächsdynamiken freigesetzt (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 55, zit. nach Simmel 1983: 76f). Diese Dynamiken lassen wiederum soziale Verhältnisse und Beziehungen erkennen (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 55).

Das Vorhaben in die Tat umzusetzen, bedeutete in erster Linie, Kontakt zu Jugendlichen dieser Altersgruppe herzustellen. Um sich bürokratische Wege für offizielle Ansuchen zu ersparen, wie dies bei Schulen der Fall gewesen wäre, wurde beschlossen, Jugendzentren aufzusuchen, die im Idealfall 'Tore zum Feld' darstellen würden. Diese Zentren werden von Jugendlichen der definierten Altersgruppe häufig besucht, denn sie bieten abseits von Schule oder Beruf Möglichkeiten, Freundschaften zu knüpfen.

Der „Verein Wiener Jugendzentren“ führt mehrere Zentren in Wiener Gemeindebezirken. Die Zentren Ottakring, Meidling, Margareten und Rudolfsheim schienen sich für das Forschungsvorhaben zu eignen, da diese Gemeindebezirke einen hohen MigrantInnenanteil aufweisen und deshalb erwartet werden konnte, die gesuchte Zielgruppe hier vorzufinden.

3.2 Feldzugang

3.2.1 Erste Erfahrungen im Feld

Das erste Interview sollte im Jugendzentrum Ottakring geführt werden. Vorab wurden die Betreuerinnen über das geplante Vorhaben informiert und um ihre Zustimmung gebeten. In diesem Gespräch klärte sich auch, dass zwei Besucherinnen des Zentrums als potentielle Interviewpartnerinnen in Frage kämen. Mit den besagten Mädchen wurde ein Interview geführt, das letztlich jedoch nicht für die Arbeit verwendet werden konnte, da es erstens zu kurz war und zweitens eher einem von der Interviewerin gelenkten Gespräch als einer narrativen Erzählung entsprach. Die Befragten waren mit der Form eines offenen, narrativen Interviews überfordert, da sie „Interviews“ bis dato nur in Form von standardisierten Fragebögen kannten. Aus Gesprächen mit den Betreuerinnen ergab sich, dass das Jugendzentrum sehr beliebt ist bei StudentInnen und schon des Öfteren Befragungen durchgeführt wurden. Das bedeutet, dass die Jugendlichen bereits durch andere Erhebungen „vorbelastet“ waren, bei denen auf Fragen immer nur kurze Antworten gegeben werden mussten und nicht längere Erzählungen beabsichtigt waren. Zudem waren die besagten Mädchen im Alter von 14 Jahren und somit jünger als die ursprünglich angestrebte Zielgruppe. Für die Interviewerin³ war es das erste Gespräch in der Untersuchung, was für sie auch mit Nervosität und kleinen Verunsicherungen verbunden war. Sie musste sich auf zwei Personen zugleich konzentrieren, was sich als sehr anstrengend und eigentlich überfordernd für sie herausstellte, vor allem da durch die kurzen Antworten der Interviewten ständig neue Fragen generiert werden mussten. Die Einstiegsfrage war, retrospektiv betrachtet, auch nicht sehr geeignet, da sie zum einen zu wenig Orientierung⁴ für eine Erzählung gab. Zum anderen war sie sehr kurz und vermittelte die Erwartungen der Interviewerin nicht, nämlich dass die Befragten erzählen sollten, bis ihnen nichts mehr einfällt, und die Interviewerin währenddessen Gesprächsnotizen macht und erst später nachfragt. Außerdem hatte die Interviewerin den Eindruck, dass die Mädchen eigentlich keine Lust hatten, ein Interview zu geben. Es war nicht ihr Wunsch, von ihrer Freundschaft zu erzählen, sondern es wurde

³ In der vorliegenden Arbeit werden den aufmerksamen LeserInnen immer wieder Begriffe wie 'Forscherin', 'Interviewerin' oder auch 'Verfasserin' bzw. 'Autorin' unterkommen. Um keine Missverständnisse zu produzieren wird an dieser Stelle darauf verwiesen, dass damit immer dieselbe Person in ihren jeweils unterschiedlichen Rollen im Forschungsprozess gemeint ist.

⁴ Etwa ein Zeitpunkt, von dem an, bis heute erzählt werden sollte.

vielmehr durch die Forscherin und die Betreuerinnen von außen an sie herangetragen. Die Tatsache, dass das Interview äußerst kurz war, lässt sich weiters darauf zurückführen, dass sich die Mädchen nicht auf eine Erzählung einlassen konnten. Um zu erzählen, braucht es aber ausreichend Zeit und auch einen angenehmen, ruhigen Ort, wo man nicht abgelenkt wird. Beides war im Jugendzentrum nicht gegeben.

Aufgrund dieser Erfahrung beim Feldeinstieg wurden neue Überlegungen hinsichtlich der Zielgruppe und der Interviewführung angestellt. Erstens sollten Einzelinterviews in zwei Gruppen durchgeführt werden. Bei Einzelgesprächen stehen die Meinungen und individuellen Erfahrungen des jeweiligen Gegenübers im Mittelpunkt (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 57f). Die befragte Person stellt eine „*RepräsentantIn eines bestimmten Subsystems, einer spezifischen Kultur, einer besonderen Meinung oder Verhaltensweise*“ dar (Ebd.). Diese Entscheidung sollte zum einen der Interviewerin die Gesprächsführung erleichtern, indem sie sich auf die Erzählung konzentrieren konnte, und andererseits sollten die Befragten die Möglichkeit haben, Themen anzusprechen, die sie wahrscheinlich in Anwesenheit ihrer Freundin nicht erwähnt hätten.

Zweitens wurde das Altersniveau auf 19 bis 30 Jahre angehoben. Die Forscherin dachte, dass Personen dieses Alters womöglich über einen größeren Erzählfundus verfügen, wenn ihre Freundschaft beispielsweise schon seit dem Jugendalter besteht. Eine Überlegung war auch, dass Erwachsene besser reflektieren könnten und daher eher zu einer längeren Erzählung fähig wären als jüngere Menschen.

Im ersten Erhebungszyklus sollten Migrantinnen zweiter Generation mit türkischer Herkunft befragt werden. Anschließend sollten im zweiten Erhebungszyklus Gespräche mit Frauen österreichischer Herkunft geführt werden.

Die Forschungsplanung wurde dahingehend modifiziert und somit dem neuen Wissensstand angepasst. Dadurch ergab sich auch eine Verschiebung hinsichtlich des Forschungsfokus: Zu Beginn stand die Interaktion der Beteiligten während des Interviews im Zentrum des Forschungsinteresses, weil sich dadurch ein bestimmtes Freundschaftsbild ersichtlich wurde. Später stand die Freundschaft unter dem Aspekt der unterschiedlichen Herkunft und der verschiedenen kulturellen und / oder religiösen Identitäten der Befragten im Mittelpunkt.

3.2.2 Der Feldzugang bei den Frauen türkischer Herkunft

In der neu definierten Altersgruppe ergab sich schließlich ein Feldkontakt (Nr. 1) über eine Bekannte der Forscherin. Abgesehen von diesem Feldkontakt ergaben sich keine weiteren Kontakte durch das soziale Netzwerk der Forscherin, weshalb eine andere Zugangsmöglichkeit gefunden werden musste. Ein Online-Netzwerk, dem die Forscherin selbst angehört, sollte weitere Kontakte ermöglichen. Durch verschiedene Suchfunktion wurden einige Frauen gefunden, die der Zielgruppe angehörten. Das Profil der User zeigt beispielsweise persönliche Interessen und Kontakte im Netzwerk an. Je nachdem, ob die betreffende Person mit Frauen österreichischer Herkunft befreundet war, wurde entschieden, sie anzuschreiben oder nicht. Über diese Plattform wurden zunächst versuchsweise fünf Frauen mittels schriftlicher Nachrichten kontaktiert. Der Inhalt der Nachricht bezog sich auf das Thema der Masterarbeit und das Interesse der Forscherin an „Freundschaften zwischen Frauen österreichischer und türkischer Herkunft“, sowie der Bitte um Beteiligung an der Studie durch ein Interview. Auf die versendeten Nachrichten antworteten zwei Frauen. Mit Nr. 2 wurde ein Termin vereinbart, der allerdings von Seiten der Kontaktperson verschoben wurde. Der zweite vereinbarte Termin wurde wiederum verschoben und es folgte auch keine Reaktion mehr auf die Anrufe der Forscherin, weshalb das Interview schließlich überhaupt nicht zustande kam. Mit Nr. 3 wurde vereinbart, in einigen Monaten noch einmal Kontakt aufzunehmen, da es für sie zum damaligen Zeitpunkt nicht möglich war. Inzwischen wurde mit der Interviewpartnerin, die über eine Bekannte erreicht worden war (Nr.1), ein Interview geführt. Einige Monate später wurde Nr. 3 interviewt, die eine weitere Kontaktperson vorschlug. Mit Nr. 4 wurde wiederum ein Gespräch geführt und sie vermittelte die Forscherin an Nr. 5 weiter. Nach dem Interview mit Nr. 5 wurde der Forscherin die letzte Interviewpartnerin – Nr. 6 – vermittelt, die die Interviewphase mit den Frauen türkischer Herkunft beendete.

Die Interviewpartnerinnen bekamen für die Teilnahme an den Interviews jeweils einen Gutschein für ein Drogeriegeschäft im Umfang von fünf Euro.

3.2.3 Der Feldzugang bei den 'Österreicherinnen'⁵

Für die Suche nach Interviewpartnerinnen wurde eine andere Zugangsweise gewählt. Die erste Überlegung, die sich zugleich als erfolgreichste herausstellte, war eine Annonce im Internet auf der Jobbörse der österreichischen Hochschülerschaft (ÖH). Die zweite Strategie war, ausgedruckte Anzeigen mit Abrissmöglichkeit der Kontaktdaten auf Pinnwänden einzelner Universitätsinstitute auszuhängen. Die Anzeigen wurden dort platziert, weil die Forscherin dachte, dass Studentinnen vielleicht aus Solidaritätsgründen teilnehmen würden. Zudem wurde davon ausgegangen, dass Studentinnen zu diesem Thema erzählen könnten, bzw. dass ihnen Interviewsettings bereits vertraut sind.

Die Interviewpartnerinnen bekamen ebenfalls einen Gutschein für die Teilnahme an den Interviews. Auf den Gutschein wurde bereits in der Anzeige hingewiesen, um dadurch einen Anreiz zu schaffen, an den Interviews teilzunehmen. Außerdem wurde die Annonce auf einer Jobbörse geschaltet und war somit auf gewisse Art auch als 'Auftrag' zu verstehen. Sowohl aus Gründen der Fairness (auch die anderen Interviewpartnerinnen hatten Gutscheine erhalten), als auch um neben anderen Anzeigen nicht uninteressant zu wirken, erschien diese Vorgangsweise logisch.

3.2.4 Reflexion des Feldzugangs

Freundschaft gehört zu jenen Aspekten sozialer Realität, die sich im privaten Bereich abspielen. Das Zustandekommen erfolgt vielfach über Institutionen (Kindergarten, Schule, Universität, Arbeitsplatz), die aber mit den Freundschaften an sich nichts zu tun haben. Für den Feldzugang bedeutet das, dass man versuchen muss, über eine Institution oder ein Netzwerk einen Zugang zu Personen zu finden, die einem über ihre privaten Freundschaftsbeziehungen erzählen.

⁵ Ursprünglich war geplant, Frauen österreichischer Herkunft zu befragen. Wie sich im weiteren Verlauf herausstellen wird, meldeten sich aber auch drei Personen zum Interview, die selbst Migrationshintergrund (nicht-türkischer Herkunft) hatten. Um die Darstellung zu vereinfachen werden die interviewten Personen österreichischer und nicht-türkischer Herkunft unter dem Begriff 'Österreicherinnen' zusammengefasst. Die Anführungszeichen verdeutlichen, dass es sich hierbei um einen ausschließlich für diese Arbeit konstruierten Begriff handelt.

Für die Suche nach Interviewpartnerinnen türkischer Herkunft hatte der Zugang über das Online-Netzwerk folgende Vorteile: Zum einen konnte die Forscherin gezielt nach Personen mit bestimmten Merkmalen suchen und hatte einen Überblick über deren Kontakte innerhalb der Plattform. Zum anderen konnte den betreffenden Personen eine Nachricht geschickt werden, d.h. die Kontaktaufnahme war mit relativ wenig Aufwand verbunden. Von großem Nutzen war auch die geringe Belastung durch zeitliche und finanzielle Ressourcen. Der Zugang über die Plattform brachte jedoch auch Nachteile mit sich. Diese beziehen sich beispielsweise auf die Verbindlichkeit der versendeten Nachrichten, da einige davon schlichtweg ignoriert wurden. Außerdem ist die Tatsache, dass die Forscherin selbst Mitglied dieser Gemeinschaft ist, auch nicht eindeutig zu bewerten. Im Prinzip könnte es sowohl ein Vorteil als auch ein Nachteil sein, denn das Profil bzw. die gesamte Präsentation der Forscherin nach außen hatten wahrscheinlich auch Einfluss darauf, ob die kontaktierten Personen sich dafür entschieden, mitzumachen oder nicht.

Zu guter Letzt musste die Verbindung einer kontaktierten Person zu anderen Personen im Netzwerk nicht bedeuten, dass zwischen ihnen tatsächlich eine Freundschaft besteht. Es konnte sich auch um eine Bekanntschaft oder Ähnliches handeln.

Die Vermittlung weiterer Kontakte über bereits interviewte Personen war äußerst hilfreich, da die Suche effizienter und erfolgreicher war. Ein Nachteil könnte hier gewesen sein, dass die Interviewpartnerinnen bereits Vorwissen über die Forscherin hatten. Kontakte wurden nämlich dadurch hergestellt, dass einerseits Informationen über das Interesse der Forscherin weitergegeben wurden und andererseits auch Informationen über die Forscherin als Person. Die Einstellung oder auch das Vertrauen der bereits Interviewten gegenüber der Interviewerin beeinflussen auch das Verhältnis zwischen der nächsten Interviewpartnerin und der Interviewerin beim ersten Zusammentreffen. Die Forscherin kann nie wissen, welche Informationen über sie und ihren Forschungsgegenstand weitergegeben wurden. Das Verhältnis zwischen Interviewerin und interviewter Person (z. B. hinsichtlich beidseitiger Erwartungen) ist somit bereits im Vorfeld durch die Meinung Anderer (Freundinnen, Bekannte) geprägt.

Bei den 'Österreicherinnen' funktionierte der Zugang zum Feld schneller und einfacher. Außerdem war die Forscherin nicht darauf angewiesen, dass bereits interviewte Personen neue Interviewpartnerinnen weitervermittelten. Der große Vorteil der Online-

Variante bestand darin, dass die Anzeige beliebig oft und von zu Hause aus geschaltet werden konnte und zudem kostenlos war. Außerdem wurde die Information im Internet breiter gestreut und es wurden auch Frauen erreicht, die andernfalls nicht davon erfahren hätten. Rückfragen haben auch ergeben, dass alle Interviewpartnerinnen durch das Inserat auf der ÖH-Jobbörse auf das Interview aufmerksam geworden waren. Bei den ausgehängten Anzeigen wurden zwar einzelne Zettel abgerissen, aber es meldete sich niemand darauf.

Ein weiterer Vorteil bestand darin, dass sich die Befragten untereinander nicht kannten. Es konnten somit keine Informationen über den Ablauf des Interviews oder darüber, welchen Eindruck die Forscherin bei ihrem jeweiligen Gegenüber hinterlassen hatte, ausgetauscht werden. Wenn derartige Informationen weitergegeben werden, kann es oft zur Bildung von positiven oder negativen Erwartungen kommen, die nicht von der Forscherin intendiert waren und nicht mehr rückgängig zu machen sind.

Auch bei rein schriftlicher Kommunikation, wie im Fall einer Anzeige, kann es zu nicht intendierten Erwartungshaltungen kommen. Vor allem die Tatsache, dass das Geschriebene nicht in dem von der Forscherin „gemeinten Sinn“ von den Rezipientinnen verstanden wird, sondern als Information, deren Botschaft die Rezipientin erst für sich selbst interpretiert, verursacht oft Missverständnisse. Im konkreten Fall lag die Ursache dafür zum einen in der Formulierung der Annonce und den dahinter verborgenen Annahmen, die die Interviewerin hatte. Gesucht wurden nicht 'Frauen österreichischer Herkunft' sondern 'Österreicherinnen'. Die Annahme der Interviewerin war, dass sich hier nur Frauen melden würden, die österreichischer Herkunft sind. Es meldeten sich jedoch sowohl drei Frauen mit Migrationshintergrund (2. Generation) als auch zwei Frauen österreichischer Herkunft.⁶

Ein weiterer Grund für Missdeutungen war, dass manche Personen die Anzeige nicht genau gelesen oder falsch verstanden hatten. So kam es beispielsweise vor, dass eine Frau über ihren besten Freund erzählen wollte, da für sie aus dem Inserat nicht hervorgegangen war, dass sich die Forscherin ausschließlich für Frauenfreundschaften interessierte. Ein Mann wiederum glaubte, die Forscherin hätte eine Arbeitsstelle ausgeschrieben, und schickte ein E-Mail samt Lebenslauf.

⁶ Zu den Motiven der Interviewpartnerinnen, an der Untersuchung teilzunehmen, siehe Ergebnisteil Seite 81 - 84.

Sowohl das Vereinbaren von Terminen als auch das Interviewsetting war je nach Interviewpartnerin sehr unterschiedlich. Während bei den 'Österreicherinnen' die Gespräche ungestört abliefen, traten bei einigen Frauen türkischer Herkunft Störungen auf. In einem Fall musste das Gespräch in einem Restaurant geführt werden, das der Familie der Interviewpartnerin gehört. Dort hatten sowohl die Anwesenheit von Gästen und Familienangehörigen als auch das Handy der Befragten einen negativen Einfluss auf die Interviewsituation. Die Interviewpartnerin konnte sich nicht auf das Gespräch konzentrieren und kam daher ständig aus dem Erzählfluss. In weiterer Folge wurde das Interview abgebrochen und an einem anderen Termin fortgesetzt. Andere Faktoren, die das Interview negativ beeinflussten, waren beispielsweise Personen, die unerwartet nach Hause kamen, oder auch Mobiltelefone. Die Forscherin musste sich auch mehr um Termine bemühen und die Befragten an vereinbarte Termine erinnern, die, in einigen Fällen, dann unmittelbar davor noch einmal abgesagt und verschoben wurden. Die Verbindlichkeit schien bei den Frauen türkischer Herkunft nicht so hoch zu sein wie bei den anderen Frauen. Dies hängt wahrscheinlich mit dem Feldzugang zusammen, denn die Interviewpartnerinnen türkischer Herkunft wurden jeweils über persönliche Netzwerke, durch Empfehlungen, erreicht, wohingegen sich die anderen Interviewpartnerinnen (österreichischer und nicht-türkischer Herkunft) auf eine Annonce meldeten. Über die Motive der Interviewpartnerinnen, an der Untersuchung teilzunehmen, kann nur spekuliert werden. Sie dürften aber sehr unterschiedlich gewesen sein.

3.3 Zu den narrativen Interviews

3.3.1 Grundlagen des narrativen Interviews

Das narrative Interview wurde in den 1970er Jahren von Fritz Schütze im Rahmen einer Studie über Gemeindefusionen entwickelt. Damals stand für ihn die Erzählung über den „*Verlauf einer Ereigniskonstellation*“ (Rosenthal 2005: 138) im Zentrum. Später entwickelte Schütze das narrative Interview weiter, indem er themenunabhängig auf die Erzählung der gesamten Lebensgeschichte fokussierte. Bis heute wurde das narrative Interview stets weiterentwickelt und stellt ein zentrales Erhebungsinstrument der Biografieforschung dar. (vgl. Ebd.: 138f) Im Gegensatz zu strukturierteren Varianten von Interviews, wie etwa dem qualitativen

Leitfadeninterview, dient diese Interviewtechnik dazu, längere Erzählungen zu generieren, die der / die ErzählerIn unabhängig vom Relevanzschema des Interviewers / der Interviewerin präsentiert. Im Zentrum stehen Erfahrungen der Erzählerin / des Erzählers in Bezug auf ein bestimmtes Thema (z. B. Erfahrungen in der Migration), die „*alltagsweltliche Konstruktionen*“ sichtbar machen (Ebd.: 137).

Das narrative Interview lässt sich grob in eine Erzählphase und in eine Phase des Nachfragens und Klärens einteilen. Während in der ersten Phase hauptsächlich der / die ErzählerIn am Wort ist, bindet sich in letzterer der / die InterviewerIn stärker ein.

Ein narratives Interview beginnt mit einer Erzählaufforderung. Dabei handelt es sich um eine möglichst offen gestellte Einstiegsfrage, die je nach Forschungskontext oder Fallebene variiert. Darauf folgt die von der Erzählerin / vom Erzähler „*autonom gestaltete Haupterzählung oder Selbstpräsentation*“ (Ebd.: 143). Die Einstiegsfrage dient den Erzählenden als grobe Orientierung und hilft, die persönliche Erzählung zu strukturieren. Wichtig ist hier, dass in der Frage ein Zeitpunkt angegeben wird, ab dem der / die Interviewte erzählen soll (z.B. bei Interesse an der Migrationsgeschichte: der Zeitpunkt, zu dem das erste Mal daran gedacht wurde, in ein anderes Land zu ziehen). Dadurch kann der / die Befragte alles für ihn /sie Wesentliche (in chronologischer Reihenfolge) erzählen, ohne kontinuierlich abzuwägen, ob es für den / die InterviewerIn wichtig ist (vgl. Ebd.: 144).

Während der Haupterzählung soll der /die InterviewerIn aktiv zuhören und Themen notieren, die für ihn / sie wichtig sind und über die er / sie noch mehr wissen möchte. Er/ sie darf die Erzählung nicht unterbrechen, sondern soll lediglich durch ein zustimmendes 'Mhm', Nicken oder Blickkontakt den / die ErzählerIn in seinem / ihrem Handeln unterstützen und ihn / sie zu weiteren Erzählungen motivieren (vgl. Ebd.: 146). Das Ende der Haupterzählung wird von der Erzählerin / vom Erzähler mit Aussagen wie 'So das war`s eigentlich' signalisiert.

An diesem Punkt geht das Interview von der Erzählphase in die Phase des Nachfragens über. Der / die InterviewerIn beginnt, in chronologischer Reihenfolge, seine / ihre Notizen abzufragen. Auch hier sollten die Fragen wieder offen gestellt werden, so dass sie zum Erzählen motivieren. Etwa: „Du hast / Sie haben vorhin erwähnt, dass... Könntest du / Könnten Sie dazu noch etwas mehr / genauer erzählen.“ Rosenthal unterscheidet hier sechs verschiedene Fragetypen, die für jeweils unterschiedliche

Aussagen verwendet werden (Lebensphase, Situation, Erzählung oder Argument, Tradiertes bzw. Fremderlebtes, etc.). Wenn alle Notizen abgefragt sind, kann die Interviewerin zum externen Nachfragen übergehen (vgl. Ebd.: 148).

An dieser Stelle können auch Dinge thematisiert werden, die der /die Interviewte selbst nicht angesprochen hat, die der / die InterviewerIn aber für relevant hält oder für sein / ihr Verständnis benötigt. Auch hier ist es sinnvoll, erzählgenerierende Fragen zu stellen und nicht nach Meinungen oder Begründungen (Weshalb? Warum? Wieso?) zu fragen (vgl. Ebd.: 148f).

3.3.2 Durchführung der narrativen Interviews

Im Zeitraum von Dezember 2007 bis Juli 2008 wurden insgesamt zehn narrative Interviews geführt, die zwischen 45 und 70 Minuten dauerten. Im ersten Erhebungszyklus von Dezember 2007 bis April 2008 wurden fünf Interviews mit Frauen türkischer Herkunft der 2. Generation geführt. Im zweiten Erhebungszyklus von Mai 2008 bis Juli 2008 wurden fünf Frauen österreichischer Herkunft und mit nicht-türkischem Migrationshintergrund befragt. Parallel zur Erhebung fand jeweils die Auswertung der Interviews statt. Die Ergebnisse einer Auswertung beeinflussten wiederum die darauf folgende Erhebung. Die Erhebungs- und Analysezyklen griffen ineinander und beeinflussten sich gegenseitig, weshalb sie auch nicht getrennt voneinander betrachtet werden können. Die Zeitspanne zwischen dem ersten und dem letzten Interview ermöglichte der Forscherin zwischen Erhebung und Interpretation immer wieder Reflexionsphasen einzulegen. Dies ließ einerseits Abänderungen der Einstiegsfrage zu und führte andererseits während der Auswertung zur Veränderung der Forschungsfrage. Die unterschiedliche Dauer der beiden Erhebungszyklen ergibt sich aus dem Feldzugang, der bei den Frauen türkischer Herkunft länger dauerte als bei den 'Österreicherinnen'.

Die Interviews wurden hauptsächlich in den Wohnungen der Interviewpartnerinnen oder in der der Forscherin durchgeführt. Bei der Kontaktaufnahme überließ die Forscherin den Interviewpartnerinnen die Entscheidung, wo das Gespräch geführt werden sollte. Die Gespräche wurden alle mittels Aufnahmegerät aufgezeichnet und später phonetisch genau transkribiert. Auf einen Treffpunkt im halböffentlichen Raum, wie im Fall des Restaurants, musste glücklicherweise nur einmal zurückgegriffen

werden, denn die Tonbandaufnahmen hätten ansonsten immerzu störende Nebengeräusche enthalten. Zudem wollte die Forscherin, dass sich die Befragten wohl fühlen, was in einer vertrauten Umgebung, wie der eigenen Wohnung, wahrscheinlicher ist.

Am Ende des Interviews wurden die Frauen jeweils gebeten, einen Kurzfragebogen auszufüllen. Dieser enthielt Fragen zu Alter, Religionsbekenntnis und der höchsten abgeschlossenen Ausbildung der Befragten sowie zu deren derzeitigem Beruf. Ebenso wurde nach Bildungsniveau und Beruf der Eltern gefragt. Der Fragebogen sollte zum einen dazu dienen, schichtspezifische Hintergründe zu ermitteln, die eventuell Aussagen im Interview erklären könnten. Zum anderen wurde zu Beginn angenommen, dass Religion in den Freundschaften eine wichtige Rolle spielen könnte, und sollte deshalb noch einmal festgehalten werden. Retrospektiv betrachtet musste auf die Informationen des Fragebogens nicht zurückgegriffen werden, weil sich Erklärungen und Hintergründe für Aussagen im Interview im Laufe der Interpretation ergaben.

Nach den Interviews wurde von der Forscherin jeweils ein Beobachtungsprotokoll ausgefüllt, das dazu diente, flüchtige Eindrücke der Interviewsituation oder erste Hypothesen nach dem Gespräch festzuhalten, um sie später in die Analyse einbeziehen zu können.

3.3.2.1 Zur Erzählaufforderung

Die Interviews begannen jeweils mit einer narrativen Einstiegsfrage, die eine Erzählung von Seiten der Interviewten generieren sollte. Für das erste Interview wurde folgende Erzählaufforderung verwendet:

„Ich interessiere mich für Freundschaften zwischen Frauen österreichischer und türkischer Herkunft. Erinnere dich bitte daran, als du deine Freundin kennen gelernt hast. Erzähl mir bitte von diesem Moment an bis heute alles was passiert ist, alles was dir dazu einfällt. Du kannst dir soviel Zeit nehmen, wie du möchtest, ich werd dich erstmal nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen machen und später noch etwas genauer nachfragen.“

Was kann man aus dieser Frage herauslesen? Erstens wird davon ausgegangen, dass es eine Freundin gibt, über die erzählt werden kann, und die Person wird auch als „Freundin“ definiert und nicht z. B. als Bekannte. Die Floskeln „alles, was passiert ist,

alles, was dir dazu einfällt“ signalisieren Offenheit. Es wird nicht vorgegeben, dass die Interviewerin nur zu einem bestimmten Thema etwas hören möchte. Nach dem ersten Interview wurde die Erzählaufforderung abgeändert, da auf die Frage nur eine relativ kurze Erzählung von einigen Minuten folgte.

Die Zweitversion wurde vor allem bei den Migrantinnen türkischer Herkunft verwendet, die die Interviewerin durch Weiterempfehlungen vermittelt bekam. Hier herrschten zu Beginn oft Unklarheiten. Die Interviewerin hatte den Teilnehmerinnen zwar erklärt, worum es ging, aber oftmals waren sich die Befragten dann zum Zeitpunkt des Interviews nicht mehr sicher, ob ihre „Freundschaft“ wirklich das sei, was die Interviewerin suchte (in einigen Fällen waren die Interviewpartnerinnen nicht mehr mit ihren Freundinnen in Kontakt). Aus diesem Grund wurde der Terminus „freundschaftliche Beziehungen“ eingeführt, um den Interviewpartnerinnen zu vermitteln, dass sie definieren können, wie sie zu der Person, über die sie erzählen, stehen. Es sollte den Druck nehmen, dass es sich um eine 'gute Freundin' oder gar 'die beste Freundin' handeln müsse. Der Startpunkt der Erzählung ist auf das Kennen lernen bzw. genauer gesagt auf die erste Begegnung festgelegt. Das soll eine Erinnerung hervorrufen, die eine Erzählung evoziert. Die Zeitspanne der Erzählung soll von dem Moment der ersten Begegnung bis zum Zeitpunkt des Interviews gehen. Zusätzlich wird das gemeinsame Erleben betont.

„Ich interessiere mich für freundschaftliche Beziehungen zwischen Frauen österreichischer und türkischer Herkunft. Denk bitte an die österreichische Frau, die du am besten kennst. Erinner dich bitte an die Situation zurück, als ihr euch zum ersten Mal kennen gelernt habt. Erzähl mir bitte von diesem Moment an bis heute alles, was ihr gemeinsam erlebt habt, alles, was passiert ist, alles, was dir dazu einfällt. Du kannst dir so viel Zeit nehmen, wie du möchtest. Ich werde dich erstmal nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen machen und später noch etwas genauer nachfragen.“

Je nachdem ob die Befragten bei der Kontaktaufnahme bereits von einer „Freundin“ sprachen oder nicht, wurde in der Einstiegsfrage aller weiterer Interviews entweder der Begriff „Freundschaften“, oder „freundschaftliche Beziehungen“ verwendet. Bei der Frauen österreichischer Herkunft wurde dann auch von „Freundschaft zwischen Frauen türkischer und österreichischer Herkunft“ oder bei den Frauen nicht-österreichischer Herkunft von „Freundschaft zwischen Frauen türkischer Herkunft und

Österreicherinnen“ gesprochen. Die Einstiegsfrage variierte also je nach Interviewpartnerin.

3.3.2.2 Reflexion der narrativen Interviews

Unabhängig von der jeweiligen Variante der Einstiegsfrage, folgte von allen Befragten nur einer kurze Haupterzählung von ca. fünf Minuten. Mit einem narrativen Interview strebt man eigentlich längere Erzählungen an, weil diese „*eigenerlebte Erfahrungen*“ (Rosenthal 2005: 139) repräsentieren. Rosenthal unterscheidet in Interviews mehrere Textsorten, die unterschiedliche Merkmale haben und unterschiedliche Funktionen in der Gesprächssituation erfüllen. „*Geschichten*“ beispielsweise sind herausragende Ereignisse innerhalb einer größeren Erzählung. „*Berichte*“ hingegen sind komprimierte, telegrammstilartige Erzählungen. „*Argumentationen*“ beinhalten allgemeine Vorstellungen und Überlegungen einer Person und orientieren sich am jeweiligen Gegenüber, der von einer Sache überzeugt werden soll. Argumentationen werden daher auch angewendet, wenn soziale Erwünschtheit eine Rolle spielt. „*Beschreibungen*“ werden vor allem dann gewählt, wenn es sich um häufig erlebte Ereignisse handelt. Hier werden sämtliche Ereignisse einer Situation zusammengetragen und die sich wiederholenden Elemente geschildert. (vgl. Ebenda: 139). Die kurzen Haupterzählungen beinhalteten zwar eher Berichte und Beschreibungen und keine Geschichten, doch können in allen erwähnten Textformen Erfahrungen präsentiert werden (vgl. Ebd.: 140).

Nachdem die Haupterzählung in allen Interviews kurz ausfiel, musste die Interviewerin zügig zur internen Nachfragephase übergehen. Hier gelang es in einigen Fällen doch, etwas längere Erzählungen zu generieren. Auf die Phase des externen Nachfragens hatte sich die Interviewerin vorbereitet. Die zu stellenden Fragen waren ausformuliert und notiert.⁷

⁷ Froschauer und Lueger empfehlen dies sogar für den „klärenden Teil“ des Nachfragens bei qualitativen Interviews. Allerdings muss in der Interpretation darauf Rücksicht genommen werden, dass diese Fragen von außen an die Interviewten herangetragen wurden und deshalb vielleicht mehr mit den Annahmen der Forscherin zu tun haben als mit dem Feld, das untersucht wird (Froschauer/Lueger 2003: 72).

Im Unterschied zu einem Leitfadeninterview wurden die Fragen nur dann gestellt, wenn sie in die Situation passten, und es wurden nicht bei jedem Interview alle Punkte abgefragt. Eine bestimmte Reihenfolge wurde dabei ebenfalls nicht eingehalten. Einige Fragen erwiesen sich als sehr hilfreich, da sie oftmals wiederum neue Nachfragen generierten oder die Interviewerin unterstützten, wenn ihr Gegenüber wenig erzählte. Vor dem Gesprächsabschluss fragte die Interviewerin, ob es noch etwas gäbe, das den Befragten wichtig wäre. In einigen Fällen folgte dann noch eine Botschaft nach außen.

Aus welchen Gründen konnte keine lange Haupterzählung erreicht werden? Einerseits könnte man dies auf die Einstiegsfrage zurückführen, die möglicherweise zu offen formuliert war und zu wenig Orientierung gab. Vielleicht eignete sich die Form der eingeschränkten Fragestellung nicht, um lange über Freundschaften zu erzählen, und es hätte besser nach der gesamten Lebensgeschichte gefragt werden sollen.

Andererseits könnte dies aber auch mit der Narration von Freundschaft an sich zusammenhängen. Möglicherweise ist es generell schwierig, über Freundschaft zu erzählen.

Woran soll man sich bei einer Erzählung über Freundschaft orientieren? An sich selbst oder an der Freundin? Was erzählt man und was sagt das über einen selbst aus?

Im Gegensatz zur Erzählung der eigenen Lebensgeschichte, die bei biografisch-narrativen Interviews den Erzählrahmen bildet, scheint es, dass man sich an Freundschaften nicht in einzelnen abgeschlossenen Phasen erinnert. Vielmehr sind Freundschaften in den Alltag integriert und laufen quasi parallel dazu ab. Bei Liebesbeziehungen hingegen scheinen einzelne Schritte und Entwicklungsstufen besser erinnerbar und abgrenzbar zu sein, weil der Beziehungsaufbau mehrerer Phasen durchläuft. Es ist zudem auch geläufiger über die Entstehungsbedingungen einer Partnerschaft befragt zu werden als über die einer Freundschaft. Individuen lernen in ihrer Sozialisation, in welchen Situationen sie über bestimmte Themen, auf welche Art und Weise erzählen können und welche Geschichten sie besser auslassen (vgl. Rosenthal 1995: 100). Die Geschichte einer Partnerschaft, gehört beispielsweise zu den Erzählungen, von denen man weiß, wie man sie strukturiert und was diese Geschichte beinhalten darf.

Wie bereits oben erwähnt, war bei einigen Interviews mit den Frauen türkischer Herkunft auffallend, dass den Interviewten im ersten Moment überhaupt nicht klar war, von wem sie jetzt überhaupt erzählen sollten. Oftmals wurden Verständnisfragen an die

Interviewerin gestellt (z. B.: „Es soll schon eine engere Beziehung sein?“). Es gab sozusagen nicht die eine Person, die sofort herangezogen wurde z. B. im Sinne der 'besten Freundin'.

Für die Ursache dieses Umstands sind wiederum mehrere Interpretationen zulässig. Erstens könnte es auf die Wichtigkeit oder den Stellenwert der Freundschaft im Leben der Befragten verweisen. Dies wäre zum Beispiel der Fall, wenn die Migrantin türkischer Herkunft zwar eine Freundin österreichischer Herkunft hat, sich aber nicht sicher ist, ob sie diese auch gut genug kennt, um über sie erzählen zu können, oder aber, wenn es sich um eine Freundin handelt, die, gemessen an den anderen Freundinnen (hauptsächlich türkischer Herkunft), nicht denselben Status hat und an die nicht sofort gedacht wird. Zweitens könnte es aber auch auf die Beziehung zwischen Interviewerin und Interviewten hinweisen: Man möchte der Interviewerin imponieren, indem man ihr zeigt, dass potentiell mehrere Freundinnen österreichischer Herkunft zur Auswahl stehen. Dies zeigte sich z. B. bei einer Befragten, die meinte, sie müsse sich erst überlegen auf welche ihrer Freundinnen sie sich nun beziehen soll. Viele FreundInnen zu haben, ist mit positiven Zuschreibungen und Anerkennung durch Andere verbunden. Beispielsweise denkt man über eine Person, die viele FreundInnen hat, dass sie wahrscheinlich eine interessante Persönlichkeit ist, was wiederum einen Anreiz schafft, sich mit ihr anzufreunden.

Freundschaften oder vielmehr deren Anzahl haben also einen Effekt auf den Status einer Person. Im Falle einer Migrantin türkischer Herkunft kann der Verweis auf mehrere Freundinnen österreichischer Herkunft einen doppelt positiven Effekt haben. Einerseits den bereits oben erwähnten; andererseits wird eine Migrantin durch Freundschaften zu Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft als sozial sehr gut integriert angesehen.

Drittens gab es auch eine Befragte, die zum Zeitpunkt des Interviews keine Freundinnen österreichischer Herkunft mehr hatte und daher retrospektiv über eine Freundschaft aus der Vergangenheit erzählte. Hier musste in der Interviewsituation erst ausgehandelt werden, worüber überhaupt erzählt werden sollte, da das Angebot auf den ersten Blick nicht zu passen schien.

Zu guter Letzt war auch der Feldzugang ausschlaggebend dafür, denn, wie bereits erwähnt wurden die Interviewpartnerinnen türkischer Herkunft von der Forscherin aufgesucht. Das soll heißen, dass die Motive für die Teilnahme an der Studie nicht unbedingt durch den Wunsch von der Freundschaft zu erzählen, geleitet gewesen sein mussten, sondern auch andere Motive ausschlaggebend waren.

Unabhängig von der Herkunft einer Person bedeutet ein Gespräch über Freundschaft, mit einer fremden Person über Persönliches zu sprechen. Erzählungen über die Freundin bedeutet die Beziehung zu ihr zu charakterisieren und das beinhaltet ein gewisses Maß an Intimität. Insofern kann die Teilnahme an einem Interview bzw. das Gesagte zu diesem Thema als Loyalitätsbruch gegenüber der Freundin empfunden werden, der erst zum Zeitpunkt des Interviews bewusst wird.

Eine ebenso große Rolle spielt das in einer Gesellschaft vorherrschende Ideal von Freundschaft. Was sagt es beispielsweise über einen selbst und die Freundschaft aus, wenn man von einem Streit mit einer Freundin erzählt? Möglicherweise fielen die Erzählungen auch aufgrund der Orientierung an einem bestimmten Bild von Freundschaft kurz aus, denn ein Streit oder negative Charaktereigenschaften einer Person würden mit dem Ideal nicht übereinstimmen.

3.3.2.3 Die Beziehung zwischen Interviewerin und Interviewten

Die Beziehung zwischen Forscherin und Interviewpartnerin während eines Gesprächs hat erheblichen Einfluss auf ein Interview und dies hat wiederum Einfluss auf die Interpretation und die Ergebnisse. Daher ist es im Rahmen qualitativer Sozialforschung notwendig diese Beziehung zu reflektieren.

Die Intention der Interviewerin war, bei ihrem Gegenüber Vertrauen zu erwecken und ein gutes Gesprächsklima zu produzieren, indem sie etwa vor dem Interview mit ihren Gesprächspartnerinnen plauderte und während des Erzählens interessiert zuhörte.

Das Verhältnis zwischen Forscherin und Interviewten war weiters durch das sehr persönliche Interviewthema und den Interviewort (eigene Wohnung der Kontaktperson oder die der Forscherin) bestimmt. Über seine Freundschaften mit einer fremden Person zu sprechen, setzt Vertrauen zur Forscherin voraus, das heißt, sich z. B. auf die zugesicherte Anonymität verlassen zu können. Wenn das Gespräch in der eigenen Wohnung der jeweiligen Interviewpartnerin stattfand, könnte sich die vertraute Umgebung positiv ausgewirkt haben, weil das Interview dadurch ein Stück von der formellen Ebene wegrückte. Die Forscherin hatte den Eindruck, dass es ihr selbst durch das Interviewsetting leichter fiel, z. B. Smalltalk zu führen und dadurch eine Vertrauensbasis herzustellen. Ein Gespräch in der Wohnung der Forscherin zu führen, bedeutete, dass sie auch etwas über sich selbst preisgibt. Die Interviewpartnerinnen

könnten diesen Ort gewählt haben, um als Ausgleich für die persönlichen Erzählungen auch etwas über die Interviewerin zu erfahren.

Sehr wichtig war es für die Interviewerin auch, ihre eigene Meinung während des Gesprächs nicht durchklingen zu lassen und die Interviewpartnerinnen lediglich zu unterstützen. Gerade bei den Themen „Integration“ oder „Muslime in Österreich“ erweckten einige Interviewpartnerinnen den Eindruck, dass sie versuchten, die Interviewerin von ihrem Standpunkt zu überzeugen, und gerne eine Positionierung dazu gehört hätten.

Durch das Thema an sich hatte die Forscherin bereits unterschiedliche Rollen im Feld inne. Bei den Interviewpartnerinnen türkischer Herkunft trat die Forscherin einerseits als Person auf, die sich für Migrantinnen und ihre Erzählungen interessiert. Sie machte sie aber andererseits zugleich zum Forschungsobjekt, was nicht unproblematisch ist. MigrantInnen türkischer Herkunft werden von der Mehrheitsgesellschaft in vielfacher Weise zu Objekten gemacht. In dieser Position werden ihnen unterschiedliche Rollen zugeschrieben. So werden sie z.B. in der Politik zu „integrationsunwilligen“ Menschen gemacht (vgl. dazu die – im Auftrag des Innenministeriums durchgeführte - im Jahr 2006 veröffentlichte Studie zur Integration von MuslimInnen in Österreich). Ebenso werden sie zu „Generalverdächtigen“ gemacht, die man im Auge behalten muss, weil sie möglicherweise „FundamentalistInnen“ sein könnten (Vgl. dazu die 2009 veröffentlichte Studie zu islamischen Religionslehrern, die ebenso politisch instrumentalisiert wurde).

Die Interviewerin trat außerdem in der Rolle einer *Österreicherin* auf, die Gespräche mit türkischen Migrantinnen der zweiten Generation führte. Hier differenzierte die Forscherin durch ihre Themenwahl schon von vornherein zwischen Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft und Migrantinnen. Die Interviewerin könnte somit auch die Meinung derer teilen, von denen sich die Migrantinnen distanzieren wollen. Nämlich als eine Person, die ihnen unterstellt, dass sie sich nicht integrieren wollen oder die nur ihre Vorurteile reproduzieren will.

Bei den Interviewpartnerinnen österreichischer und nicht-türkischer Herkunft könnte insofern eine Solidarisierung ausgelöst worden sein, als dass sie der Forscherin (in ihrer Position als Mitglied der Mehrheitsgesellschaft) dieselbe Meinung hinsichtlich „Integration“ oder „MuslimInnen in Österreich“ unterstellten. Dieselbe Positionierung

könnte in zwei Richtungen gehen: entweder im Sinne von „MuslimInnen werden vielfach diskriminiert und es wird ihnen zu wenig Toleranz entgegen gebracht“ oder aber auch i. S. v. „MuslimInnen müssen sich besser integrieren“.

Die Rolle der Forscherin ist also auch die der Verbündeten bzw. der *Bündnispartnerin*, die das Gesagte nachvollziehen kann und auf der Seite der Interviewten steht, d.h. dieselbe Meinung vertritt. Aufgrund einiger Gemeinsamkeiten wie Status (Studentin), Alter und Geschlecht oder auch gegenseitiger Sympathie kam es bei den meisten Interviewpartnerinnen zu Solidarisierung.

Ein gutes Gesprächsklima hat natürlich nicht nur positive Effekte. Es kann mitunter auch dazu führen, dass bestimmte Fragen nicht gestellt werden, wenn die Gefahr besteht, das gute Gesprächsklima dadurch zu zerstören. Dies war zum Beispiel der Fall, als die Interviewerin merkte, dass Gesprächspartnerinnen ihren Fragen auswichen und sie daraufhin nicht noch einmal nachfragte. Es wurden auch manche, während des Gesprächs vermerkte Notizen nicht angesprochen, weil die Interviewerin befürchtete, dass es für die Interviewpartnerin in diesem Moment nicht nachvollziehbar gewesen wäre, warum eine Erzählung über eine jeweilige Person an dieser Stelle relevant wäre. Vor allem passierte dies dann, wenn bereits in der zweiten Phase (immanente Nachfragephase) von bestimmten Personen gesprochen wurde. Hier konnte nämlich der Bezug zur Freundin nicht mehr hergestellt werden. Diese Annahme wurde automatisch auf die Interviewpartnerinnen übertragen. Die Interviewerin dachte, die Interviewten würden so denken, wenn sie sie zu einer Erzählung über die jeweilige Person auffordern würde.

3.4 Zur Auswertung der Interviews

Die Auswertung der narrativen Interviews erfolgte mittels zweier hermeneutischer Analyseverfahren, nämlich der Feinstruktur- und der Systemanalyse nach Froschauer und Lueger 2003. Diese beiden Verfahren sind insofern für die vorliegende Arbeit geeignet, weil es hierbei um die Erschließung latenter Sinnstrukturen geht, die im Gegensatz zum manifesten Gehalt⁸ eines Textes stehen. Im Zentrum der Analysen steht die „(Re)konstruktion objektiv-latenter Sinnstrukturen“ (ebd.: 103). Das sind

⁸ Hier sind alltagsweltliche Bedeutungen von Interesse (vgl. Ebd.: 107).

„*Ordnungen (Strukturen) von Bewusstseins- und / oder Handlungselementen (Sinn), die unabhängig von den interviewten Personen als Subjekt existieren (objektiv)*“ (Ebd.).

Diese Strukturen sind nicht sichtbar, wirken aber latent. Das heißt also: Wie eine bestimmte Aussage entstanden ist, bzw. die Ordnung, die hinter einem Sachverhalt steht, interessiert die InterpretInnen (vgl. Ebd.).

Die beiden Auswertungsmethoden sind sehr gut mit einem narrativen Interview kombinierbar, weil für deren Anwendung auch das Erhebungsinstrument bestimmten Ansprüchen gerecht werden muss. So wäre es beispielsweise nicht möglich, ein Leitfadeninterview mit einer an latenten Sinngehalten orientierten Methode auszuwerten.

Abgesehen von einer Interviewtechnik, die es Erzählenden ermöglicht, sich nach ihrem eigenen Relevanzschema zu richten, gibt es noch weitere Anforderungen an die gewählten Interpretationsverfahren. In erster Linie sollten die InterpretInnen keinem Zeitdruck ausgesetzt sein, da dies statt vielfältiger Auslegungen eher zu voreiligen Schlüssen verleitet. Ein wichtiges Kriterium stellt die Interpretation in einer Gruppe dar. Dadurch gelingt es, die Kreativität zu erhöhen und somit mehrere Meinungen zu erhalten. Eine Meinung macht nur dann Sinn, wenn diese auch anhand des Textes argumentiert werden kann und kritisch geprüft wird (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 93). Eine rasche Konsensfindung in der Gruppe ist kein vorrangiges Ziel der beiden Verfahren, sondern vielmehr die Generierung einer Vielfalt an möglichen Bedeutungen, eine so genannte „*extensive Sinnauslegung*“ (Ebd. 106).

3.4.1 Die Feinstrukturanalyse

Die von Froschauer und Lueger entwickelte Feinstrukturanalyse ist eine Adaption der „*Sequenzanalyse*“ von Oevermann u.a. (1979) (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 110).

Das Verfahren wird zu Beginn des Analyseprozesses eingesetzt, da im Normalfall noch wenig Wissen über das interessierende Themengebiet existiert (vgl. Ebd. 109f). Bei der Anwendung unterschiedlicher Analyseverfahren in einem Text, sollte die Feinstrukturanalyse vor der Systemanalyse erfolgen, um so unvoreingenommen wie möglich interpretieren zu können. Aus demselben Grund muss die „*Sequenzialität*“ (Ebd.: 112) des Textes beachtet werden, d.h. eine Textstelle vom Beginn des Interviewtranskripts sollte vor einer Textstelle vom Ende analysiert werden. Der Umfang der Textstelle (Sequenz) beträgt vier bis acht Zeilen. Für die erste

Interpretation wählt man eine Textstelle vom Beginn des Transkripts. Später kann man auch Stellen aus der Mitte oder vom Ende sowie wichtig oder unwichtig erscheinende Stellen wählen. (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 112f)

Beginnt man mit der Interpretation so muss im ersten Schritt eine „*Sinneinheit*“ (Ebd.: 114f) festgelegt werden. Diese Analyseeinheit darf so kurz sein, wie sie für die Interpretation gerade noch sinnvoll erscheint (z.B. ein Satzteil). Die Interpreten dürfen nicht weiter lesen als bis zum Ende der Sinneinheit, der Rest der Sequenz wird z.B. abgedeckt. (vgl. Ebenda)

Das Interpretationsverfahren besteht aus fünf Schritten, die jeweils in vorgegebener Reihenfolge auf jede Sequenz angewandt werden.

Der erste Schritt ist die so genannte „*Paraphrase*“. Das Gesagte wird in seiner alltagsweltlichen Bedeutung zusammengefasst. Es geht darum das zu erfassen, was „normal sprachkompetente“ Personen darunter verstehen würden (Froschauer/Lueger 2003: 115).

In weiterer Folge geht es um *Funktionen und Intentionen der Äußerung* aus der Perspektive der / des Befragten: Die InterpretInnen versetzen sich in die Rolle der / des Interviewten und spekulieren über den subjektiven Sinn der Aussage (vgl. Ebd.).

Den wichtigsten Teil der Analyse bildet der dritte Schritt. Hier geht es darum, „*latente Momente*“ zu erschließen, die in der Äußerung enthalten sind, sowie die daraus entstehenden „objektiven Konsequenzen für Handlungs- und Denkweisen“ (Froschauer/Lueger 2003: 116) zu ergründen. Um den objektiven Sinn zu erschließen, muss sich die Analyse von der Perspektive der interviewten Person lösen. Besondere Beachtung wird dabei auf die Bedeutung der verwendeten Worte, Pausen, Satzkonstruktionen, etc. verwendet, um möglichst viele Lesarten zu generieren. Zusätzlich überlegen sich die InterpretInnen unterschiedliche Geschichten, in denen die Äußerung Sinn machen könnte (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 116). Anschließend sollen die Geschichten miteinander verglichen werden, um durch auffällige Ähnlichkeiten oder Unterschiede zu „*Strukturannahmen*“ (Ebd.; Herv. i. O.) über den Text zu kommen.

Der vierte Schritt der Analyse fokussiert auf *Rollenverteilungen* (implizite Zuschreibungen, Rollenbeziehungen sowie die Rolle der Interviewenden), die sich aus der Sinneinheit herauslesen lassen (vgl. Ebd.: 117). Der letzte Analyseschritt beinhaltet die Spekulationen über Aussagen, die im *Anschluss auf die analysierte Sinneinheit* zu

erwarten sind. Wichtig ist hier, sinnvolle Anschlussoptionen zu finden und deren Auswirkungen auf die Interpretation zu prüfen. Beispielsweise: Inwieweit kann die Interpretation durch diese oder jene Anschlussoption aufrecht erhalten bleiben? (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 118) Wenn alle Sinneinheiten einer Sequenz analysiert sind, können die Zwischenhypothesen einer zusammenfassenden Analyse unterzogen werden. Zum Schluss sollte sich eine „*durchgängige Sinnstruktur aller Aussagen*“ (Ebd.: 120) ergeben.

In der vorliegenden Arbeit wurden aus Interviewtranskripten einzelne Sequenzen ausgewählt und mittels Feinstrukturanalyse ausgewertet. Sämtliche Sequenzen wurden mit einer Interpretationsgruppe, bestehenden aus drei bis fünf Personen, inklusive der Forscherin selbst, analysiert.

3.4.2 Die Systemanalyse

Systemanalysen eignen sich zur Bearbeitung größerer Interpretationseinheiten (z.B. ganze Transkripte oder größere Texteinheiten) (Ebd.: 142). Im Zentrum der Systemanalyse steht die „Erschließung *prozeßdynamischer* [sic] Aspekte komplexer und intern hochdifferenzierter sozialer Felder“ (Froschauer/Lueger 2003: 142; Herv. i. O.).

Ähnlich wie bei der Feinstrukturanalyse muss vor der eigentlichen Analyse eine sogenannte „thematische Einheit“⁹ (Ebd.: 148) benannt werden. Diese Einheit wird in weiterer Folge fünf einzelnen Interpretationsschritten unterzogen.

Die „*paraphrasierende Analyse*“ dient dazu, das Gesagte im Alltagsverständnis zusammenzufassen und das im Vordergrund stehende Thema zu bezeichnen (Froschauer/Lueger 2003: 150).

In einem zweiten Schritt wird der „*Textrahmen*“ (Ebd.: 150) des Gesagten ermittelt. Die „Situiertheit der Texterzeugung“ (Ebd.) und deren Wirkung auf die tatsächliche Formulierung des Textes leiten die Interpretation. Intentionen der Interviewpartner wie z.B. Botschaften an Andere oder die Beziehung der Gesprächsteilnehmer sind hier wichtige Analysepunkte. Die Rahmung des Textes soll Aufschluss darüber geben, ob die Aussagen aufgrund von Einflüssen in der Erhebungssituation entstanden sind und nicht aufgrund der Strukturen eines Forschungsfelds (vgl. Froschauer/Lueger 2003: 150).

⁹ Bezeichnet ein Thema, das den Text bis zum Wechsel zu einem anderen Thema bestimmt.

Der nächste Interpretationsschritt befasst sich mit dem „*lebensweltlichen Kontext*“ (Ebd.: 151) des Gesagten. Hier wird von der spezifischen Dramaturgie und Ausdrucksform auf den dahinter stehenden Kontext geschlossen. „Normalitätsvorstellungen“, die Bezeichnung genannter Personen und bestimmte Mitteilungsformen sind wichtige Anhaltspunkte für diese Interpretationsstufe (vgl. Ebd.).

Anschließend werden dann „*Interaktionseffekte*“, also Auswirkungen des Kontextes auf „Sicht- und Handlungsweisen der AkteurInnen“ analysiert (Froschauer/Lueger 2003: 151). In weiterer Folge sollen daraus die Reaktionen Anderer darauf abgeleitet werden, um „den dynamischen Aspekt der Handlungsfolgen für das Umfeld zu erschließen“ (Froschauer/Lueger 2003: 152).

Im fünften Schritt werden die „*Systemeffekte*“ (Ebd.) analysiert. Dazu wird die Analyse „auf die Gesamtdynamik des sozialen Systems“ (Ebd.) angewandt. Man nimmt dafür an, dass die „dynamischen Strukturen“ sich „*auf das Zusammenspiel mit anderen AkteurInnen oder anderen Subsystemen*“ (Froschauer/Lueger 2003: 152; Herv. i. O.) auswirken könnte. Interessant sind hierbei Prozesse der Abgrenzung / Verbündung, Dynamisierung / Stabilisierung von Systemen (vgl. Ebenda).

Die für diese Arbeit durchgeführten Systemanalysen wurden von der Forscherin alleine durchgeführt. Um die Qualität der Ergebnisse zu sichern sowie Fehlinterpretationen und „blinde Flecken“ möglichst zu umgehen, wurden die Ergebnisse mit fachinternen sowie externen Personen diskutiert.

4. Ergebnisse

4.1 Ergebnisse aus den Interviews mit den Frauen türkischer Herkunft

4.1.1 Allgemeine Ergebnisse

Für die Entstehung von Freundschaften sind Gemeinsamkeiten wichtig. Bei den Befragten war dies hauptsächlich durch das Bildungssystem gegeben. Die Beteiligten hatten, bis auf eine Ausnahme, dasselbe Bildungsniveau, kamen allerdings hinsichtlich ihrer Herkunftsfamilie aus unterschiedlichen Schichten.

Die Frauen lernten sich großteils in der Schule oder auf der Universität kennen. Innerhalb eines universitären Seminars etwa entstehen soziale Beziehungen. Zum Beispiel müssen Gruppentreffen (etwa zur Vorbereitung von Referaten), sowie das daran anschließende Schreiben einer Seminararbeit häufig gemeinsam gemacht werden. Während dieser Phase haben die Beteiligten genügend Zeit sich kennen zu lernen und müssen sich auch privat, d.h. außerhalb des universitären Rahmens treffen. Es gibt einen Grund sich zu treffen. Bei gegenseitiger Sympathie und weiteren gemeinsamen Interessen kann sich aus einer solchen Bekanntschaft eine Freundschaft entwickeln.

Das Zusammenarbeiten in der Gruppe und die parallel dazu laufende, private Freundschaft begünstigen einander. Zum Beispiel kann der Gruppenzusammenhalt bzw. 'Teamgeist' besser gewährleistet werden, weil man sich dem Anderen mehr verpflichtet fühlt. Man unterstützt den Anderen bei Schwierigkeiten, wenn man kann. Ebenso hat man mehr Spaß an der Arbeit mit Personen, die einem sympathisch sind. Andernfalls muss man darauf achten, dass man auch wirklich zum Arbeiten kommt und sich nicht nur privat unterhält. Weiters können Probleme im Team früher artikuliert werden, da man einander schon vertraut ist.

Es ist anzunehmen, dass der gemeinsame Schulbesuch allein nicht automatisch zur Bildung von Freundschaften zwischen den Klassenkolleginnen führt. Es würde sich dann wahrscheinlich um eine reine 'Zweckbeziehung' zur Bewältigung des Schulalltages handeln. Wichtig ist der Schulbesuch aber insofern, als dass er sozusagen die Basis bildet, auf der die Freundschaft fußt. Auffallend ist dabei, dass das Ende der Schulzeit oft auch mit einem allmählichen Ende einer Freundschaft einhergeht, weil unter anderem alltägliche Treffen nicht mehr automatisch stattfinden, sondern jedes Treffen

extra organisiert werden muss. Weiters fehlen oftmals die Gemeinsamkeiten oder auch der Gesprächsstoff, der sich durch den gemeinsamen Alltag ergibt. Hauptsächlich enden diese Freundschaften schleichend, d.h. es gibt keine Freundschaftskündigung wie es beispielsweise nach einem Streit passieren kann. Es handelt sich eher um ein stillschweigendes Übereinkommen, das von beiden Seiten so akzeptiert wird. Dasselbe gilt später auch für die Universität, wo sich die Wege bereits nach einem Semester wieder trennen können. Diese Tatsache gilt natürlich nicht nur für Freundschaften zwischen Frauen türkischer und österreichischer Herkunft, sondern ist unabhängig von Geschlecht, Herkunft und Bildungsschicht.

Gemeinsame Aktivitäten der Befragten können als klassische 'Freundinnenaktivitäten' zusammengefasst werden. Beispiele sind gemeinsam einkaufen gehen, sich zum Kaffee treffen, oder sich zum Essen verabreden. Sportliche Aktivitäten wurden beispielsweise nie genannt. Bei den gemeinsamen Treffen passen sich die Frauen (hinsichtlich Treffpunkt und Ort) einander an. So verabreden sie sich z. B. während des Tages in einem Cafe oder auch Zuhause. Diskotheken oder andere Lokale, in denen Personen Alkohol konsumieren und die daher mit islamischen Glaubensvorschriften nicht vereinbar sind, wurden lediglich in einem Interview erwähnt, meistens aber dezidiert ausgeschlossen.

4.1.2 'Hauptfreundschaften' und 'Nebenfreundschaften'

In Bezug auf die Häufigkeit der Zusammentreffen, die Intensität der Beziehung und die Dauer der Freundschaft stellte sich die Freundschaft zwischen den türkischen Migrantinnen und ihren Freundinnen türkischer Herkunft meistens intensiver und stärker dar als die Freundschaft zu Frauen österreichischer Herkunft. D. h. die Interviewten kennen ihre Freundinnen türkischer Herkunft bereits länger, die Art ihrer Aktivitäten ist breiter gefächert und Treffen finden auch häufiger statt. Diese Differenz in den Aktivitäten zeigt sich dadurch, dass gemeinsames Erleben mehr im Mittelpunkt steht. Ein Beispiel dafür ist der gemeinsame Urlaub mit den Freundinnen türkischer Herkunft. Der 'Hauptfreundeskreis' der Befragten setzt sich also aus Frauen türkischer Herkunft zusammen. Die Freundschaften zu Frauen österreichischer Herkunft sind in diesem Fall eher ein Zusatz zum 'Hauptfreundeskreis' und werden deshalb als 'Nebenfreundschaften' bezeichnet.

4.1.3. Hintergründe zur Entstehung des hauptsächlich 'türkischen' Freundeskreis

An dieser Stelle soll nun erläutert werden, welche Faktoren die Entstehung eines hauptsächlich 'türkischen' Freundeskreises bewirken können. Zum einen hat dies mit dem Zugehörigkeitsgefühl und der Identität der Frauen zu tun. Zum anderen spielt die Gelegenheitsstruktur, also inwieweit sich überhaupt die Möglichkeit ergibt sich mit Mädchen oder Frauen österreichischer Herkunft anzufreunden, eine große Rolle. Vor allem in der Kindheit und Jugend werden diese Gelegenheiten mitunter von Außen gelenkt.

4.1.3.1 Rechtfertigung des Islams in der Interaktion mit Mitgliedern der Mehrheit

In Zeiten terroristischer Anschläge radikaler Islamisten auf westliche Institutionen wird MuslimInnen, die im Westen leben, häufig Misstrauen entgegengebracht. Für eine in der zweiten Generation in Österreich lebende Frau türkischer Herkunft heißt das, dass sie sich hinsichtlich ihrer religiösen Einstellung in Interaktionen mit Mitgliedern der Mehrheit häufig positionieren muss (ob sie liberal, moderat, konservativ oder fundamentalistisch ist). Sie muss es unter anderem auch deshalb tun, weil sie in einem Land lebt, das vorwiegend christlich geprägt ist, und sie einer Minderheit angehört. Die Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft besitzen den Status des 'Normalen', was bedeutet, dass sie ihr Handeln nicht erklären oder rechtfertigen müssen. Sie bestimmen zudem, wer oder was (noch) als 'normal' anzusehen ist. Dadurch legen sie auch fest, dass sich 'Nicht-Normale' positionieren müssen. Die Mehrheit hat durch ihren Status als mächtigere Gruppe¹⁰ das Recht, die Positionierung der Migrantin hinsichtlich ihrer religiösen Einstellung einzufordern. Positioniert sie sich nicht, könnte sie in den Verdacht geraten, möglicherweise eine radikale oder unterdrückte Muslimin zu sein.

Aus den Erzählungen in den Interviews geht hervor, dass die Migrantinnen vielfach auch verbale Angriffe und Ablehnung ihrer Religion von Seiten der Mehrheit erlebt haben. Die erfahrene Ablehnung bezieht sich unter anderem auf religiöse Praktiken wie

¹⁰ Der Machtüberschuss einer Gruppe kann sich über Generationen halten (Elias 1990 zitiert nach Baumgart, Eichener 1991: 138).

das Tragen des Kopftuchs, das von einigen Nicht-Musliminnen scharf kritisiert wurde. Einige Migrantinnen waren Diskriminierung ausgesetzt. Die Erfahrung bezog sich in erster Linie auf Diskriminierungen im eigentlichen (negativen) Verständnis. Ebenso wurde von so genannter 'positiver Diskriminierung' berichtet, die eine außerordentlich freundliche, übertrieben höfliche Behandlung einer Migrantin durch ein Mitglied der Mehrheit bezeichnet (siehe Kallmeyer 2002). Diese spezielle Behandlung wird von den Betroffenen auf ihre türkische Herkunft, ihre Religion oder ihren Migrantinnenstatus zurückgeführt.

In einer Freundschaft mit einer Nicht-Muslimin wird eine Muslimin zusätzlich mit Halbwissen über den Islam und / oder die Lebensweise von türkischen Migrantinnen in Österreich konfrontiert.

Zeynep¹¹: „Ich mein, man merkt schon jetzt, wenn man ahm österreichische Freundinnen hat, ok die akzeptieren dich, aber es kommen schon so kleine Sachen vor, wo man sich denkt, wo man merkt, dass sie bestimmte Vorurteile hat, oder dass sie geprägt wurde von bestimmten Sachen.“¹²

Zum einen resultieren Unkenntnis und Vorurteile aus den eigenen Erfahrungen, der Freundin österreichischer Herkunft und darauf basierender Annahmen.

Zum anderen ist die Produktion von Halbwissen dem medialen Diskurs über MuslimInnen in Österreich zuzurechnen. Die Medien haben eine Sozialisationsfunktion, die unabhängig vom Alter der jeweiligen KonsumentInnen eine Rolle spielt (vgl. Lukesch 2008: 387). Beispiele dafür sind die Konstruktion von Stereotypen oder der Einfluss der Medien auf politische Einstellungen der Bevölkerung (vgl. Lukesch 2008: 387; 391f). In den Köpfen der Mehrheit existieren bestimmte Bilder, von muslimischen Menschen in Österreich, die zum Teil durch Darstellungen in den Massenmedien verursacht werden. Figuren wie 'die arme, unterdrückte muslimische Türkin' oder 'das in die Türkei zwangsverheiratete Mädchen' prägen seit Jahren den medialen (vgl. Beck-

¹¹ Um die Anonymität der Interviewten zu wahren, sind die jeweiligen Namen frei erfunden.

¹² Die hier herangezogenen Interviewbeispiele sollen lediglich der Veranschaulichung dienen und einen Einblick in das gewonnene Material bieten. Sie dienen keinesfalls als 'Beweis' und sollen auch nicht die Ergebnisse valide machen, weil dies ohnehin durch die Erfüllung von Anforderungen der qualitativen Sozialforschung geleistet wird (siehe Methodenkapitel).

Gernsheim 2004: 10; 52f) und zum Teil auch den wissenschaftlichen Diskurs (siehe „Die verkauften Bräute“ von Baumgartner–Karabak / Landesberger 1978).¹³

Dabei spielt es keine Rolle, wie viel Wissen die Freundin österreichischer Herkunft über den Islam hat oder wie aufgeklärt sie ist, denn für die Muslimin geht es darum, den eigenen Standpunkt klar zu machen und sich von dem abzugrenzen, was MuslimInnen in den Medien zugeschrieben wird.

Das heißt es ist beinahe unumgänglich Themen wie Religion, Islam oder Symbole, die damit in Zusammenhang stehen, zu thematisieren. Typisch ist dafür beispielsweise, dass die Muslimin ihrer Freundin erklärt bzw. erklären muss, warum sie ein Kopftuch trägt.

Es ist für die Muslimin nicht selbstverständlich ein Kopftuch ohne Erklärung zu tragen, weil dieses Stück Stoff zu einem „Stigmasymbol“ (Goffman 1967) gemacht wurde, das mit äußerst vielen Zuschreibungen verbunden ist. Woher soll eine Nicht-Muslimin wissen, was es für ihre muslimische Freundin bedeutet, wenn diese sich nicht dazu äußert? Ebenso kann sich die Muslimin nicht sicher sein, welche Motive ihr die Freundin unterstellt. Ist es für sie ein Symbol der Unterdrückung? Ein Anzeichen für eine konservative Lebensführung? Eine Art, sich der familiären Tradition verbunden zu zeigen? Eine Abgrenzung gegenüber anderen Frauen türkischer Herkunft oder gegenüber liberaleren Musliminnen? Um mögliche Verdächtigungen und Zuschreibungen auszuräumen, muss sich eine muslimische Frau rechtfertigen und eine plausible Erklärung dafür anbieten, was es mit dem Kopftuch auf sich hat. Zusätzlich verfügt die Freundin nicht über denselben Wissensstand hinsichtlich des Islams. Das bedingt Erklärungen, die mitunter mit viel argumentativem Aufwand für die Muslimin verbunden sind, aber im Rahmen des „Stigmamanagements“ (Ebenda) erforderlich sind.

In einem Interview erzählte eine Frau, dass ihre Freundin österreichischer Herkunft froh darüber gewesen sei, sie als erste Muslimin kennen gelernt zu haben, da sie auch auf „Eine“ hätte stoßen können, die die Religion „radikal“ umsetzt (d.h. mit vielen Verboten). Diese Aussage veranschaulicht die Positionierung einer muslimischen Frau in Interaktion mit einem Mitglied der Mehrheitsgesellschaft.¹⁴ Was kann diese Aussage

¹³ Die Autorin will damit nicht ausdrücken, dass es diese Figuren nicht geben kann. Es geht darum aufzuzeigen, dass u. a. durch den medialen Diskurs Bilder in den Köpfen festgemacht und auf Musliminnen im Allgemeinen übertragen werden, was sich dann in den Freundschaften widerspiegelt.

¹⁴ In diesem Fall handelt es sich um die Forscherin in der Rolle der Interviewerin.

bedeuten? Die Abgrenzung von einer radikalen Umsetzung des Islams hat in erster Linie die Funktion, etwas über die Gestaltung des eigenen Lebens anhand religiöser Gebote auszusagen, im Sinne von: „Ich bin liberal. Es gibt nicht viele Verbote für mich.“ Diese Abgrenzung soll die eigene religiöse Identität oder die Ausprägung der Religiosität verdeutlichen.

Darüber hinaus könnte eine radikale Umsetzung der Religion auch zum nach außen gerichteten Fundamentalismus führen, vor dem sich die Mehrheit ängstigt. Deshalb steckt in der Aussage auch die Forderung an die Mehrheit, zu differenzieren und nicht von „den MuslimInnen“ zu sprechen. Die Botschaft könnte auch lauten: „Ich gehöre zu den MuslimInnen, die sich von diesen radikalen MuslimInnen abgrenzen und vor denen man keine Angst haben braucht.“

4.1.3.2 Sozialisation: Eingriffe durch das soziale Umfeld – Steuerung von außen

Unter diese Thematik fallen Einflüsse, die beispielsweise von Seiten des familiären Umfelds auf die Frauen wirken können und dadurch ihre soziales Netzwerk beeinflussen.

Das folgende Beispiel aus einem Interview verdeutlicht, wie gesellschaftliche Strukturen Handlungen eines Individuums determinieren. Des Weiteren zeigen sich in diesem Ausschnitt auch wechselseitige Zuschreibungen zwischen Mehrheit und Minderheit.¹⁵

Im vorliegenden Beispiel besitzt das familiäre Umfeld wenig Wissen bzw. nur Halbwissen über das Leben in Österreich und bewegt sich in der Phase der Ankunft¹⁶ im Aufnahmeland, ausschließlich innerhalb der türkischen Gemeinschaft. Das mangelnde Wissen und die Rückkehrorientierung in das Heimatland verstärken die Neigung des Umfeldes, seine sozialen Beziehungen ausschließlich in der türkischen Gemeinschaft zu suchen. Hinzu kommen Ängste

¹⁵ Passagen, die sich direkt auf Erzählungen aus dem Interview beziehen, sind hier vom Seitenrand eingerückt, um sie von den Teilen, die auf Gedanken der Forscherin und auf wissenschaftlicher Literatur basieren, unterscheiden zu können.

¹⁶ Die Eltern der Interviewpartnerinnen kamen selbst als erste Generation nach Österreich oder wurden wiederum von ihren Eltern erst im Jugend- oder Erwachsenenalter nach Österreich geholt.

hinsichtlich schlechter Einflüsse, die im Aufnahmeland auf die nachfolgende, zweite Generation wirken könnten. Spätestens in der Schulzeit kommen die Nachkommen automatisch mit Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft in Berührung. Das familiäre Umfeld, das sich nach wie vor nicht zugehörig fühlt, versucht daher, die sozialen Beziehungen der Kinder zu kontrollieren. Aktivitäten (außer Haus) mit Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft würden sich der Kontrollmöglichkeit entziehen und werden daher nicht erlaubt. Der Freundeskreis der Nachkommen besteht nur aus Personen, die der Familie bekannt sind, d.h. Kinder von Freunden. Die Wahl der Freunde wird also nicht von den Kindern selbst bestimmt, sondern die Freundschaften werden sozusagen von den Eltern 'arrangiert'. Dadurch können sich die Kinder hinsichtlich ihres sozialen Netzwerks auch nicht weiter von ihren Eltern entfernen. Die sozialen Beziehungen bleiben überschaubar.

Hierbei ist anzumerken, dass die Einflussnahme auf die Auswahl der Freunde der Kinder kein spezifisches Phänomen von Migrantenfamilien ist. Generell kann man davon ausgehen, dass Eltern bestrebt sind, ihre eigenen Wertehaltungen zu reproduzieren (vgl. Trommsdorf 2008) und deshalb bewusst oder unbewusst Einfluss auf ihre Kinder ausüben (vgl. Schneewind 2008). Die Kontrolle der sozialen Kontakte wird aber umso stärker sein, je mehr die Eltern negative Auswirkungen durch den Freundeskreis befürchten.

Die Kontakte zu Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft finden nur in der Schule statt, doch sind auch dort die SchülerInnen aufgrund des hohen MigrantInnenanteils in den Klassen auf informeller Ebene in Gruppen separiert. Die fehlenden Möglichkeiten, durch gemeinsame Aktivitäten und gemeinsame Erlebnisse bei Kindern aus der Mehrheitsgesellschaft anzuknüpfen, führen dazu, dass nur Kontakte zu Kindern der eigenen Herkunftsgruppe bestehen.

Vielen Kindern mit Migrationshintergrund gelingt zwar die so genannte „Binnenintegration“, aber nicht die soziale Integration in die Aufnahmegesellschaft. *Binnenintegration* bezeichnet die Integration von MigrantInnen in ihre eigene Herkunftsgruppe. In den ethnischen Enklaven bestehen weniger Möglichkeiten zur Herstellung des Kontakts zu Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft.

Die Einstellung der Mehrheitsgesellschaft gegenüber geschlossenen Netzwerken von MigrantInnen ist meist eher negativ. Doch selbst im wissenschaftlichen Kontext gibt es keinen einheitlichen Tenor diesbezüglich. Elwert (1982: 718) ist der Meinung, dass Binnenintegration einen positiven Effekt auf die Integration in die Aufnahmegesellschaft hat (zitiert nach Esser 1986: 107). Dieser Effekt ist aber nur unter bestimmten Voraussetzungen gegeben und zwar, wenn die ethnische Enklave durch ein gewisses Maß an Offenheit nach Außen gekennzeichnet ist (vgl. Esser 1986:107). Diese Voraussetzung ist bei „institutioneller Vollständigkeit“ (Breton 1964) der Enklave kaum mehr gegeben, weil die soziale Integration in die Aufnahmegesellschaft nicht mehr notwendig ist (vgl. Esser 1982: 110). Umgekehrt kann aber gerade das Aufwachsen in einer ethnischen Enklave unterstützend sein. Dies ist vor allem dann der Fall, wenn der Zusammenhalt zwischen den Mitgliedern der ethnischen Gemeinschaft stark ist und sie selbst über Bildung und Sozialkapital verfügen¹⁷. Man spricht hier von segmentierter Assimilation / „segmented assimilation“ (Portes et al 2005), wenn sich MigrantInnen in bestimmten Bereichen an das Aufnahmeland anpassen (z. B: Arbeitsmarkt, Bildungssystem, Sprache, etc.).

Die Schulfreundschaften sind nicht von Dauer und verlieren sich schnell. Das Gefühl der Nichtzugehörigkeit der Eltern überträgt sich auf die Kinder. Durch das rasche Ende von Schulfreundschaften sehen die Eltern ihre Vorurteile gegenüber ÖsterreicherInnen bestätigt. Die Eltern schreiben sich und ihren Kindern einen unveränderbaren 'AusländerInnenstatus'¹⁸ zu, den sie in der Ausgrenzung des Kindes bestätigt sehen. Die Ausgrenzung führt dazu, dass die Kinder den Status als 'Nie-Zugehörige' annehmen und sich ebenso abkapseln.

Die hohe Anzahl an Kontakten innerhalb des türkischen Netzwerkes (vgl. Weiss 2007) bestätigt wiederum Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft in ihrer Auffassung, dass türkische MigrantInnen sich bewusst abschotten. MigrantInnen müssen sich rechtfertigen, wenn sie keine oder wenige FreundInnen österreichischer Herkunft haben.

¹⁷ Als Beispiel wird eine Mittelschichtfamilie kubanischer Herkunft angeführt (vgl. Portes et al 2005: 1011).

¹⁸ An dieser Stelle wurde absichtlich der Begriff 'AusländerInnen' verwendet. Im Vergleich zum Begriff 'MigrantIn' verdeutlicht er noch mehr, die von der Mehrheitsgesellschaft definierte Nicht-Zugehörigkeit eines Menschen.

Für die Mehrheitsgesellschaft gelten sie sonst als nicht 'vollständig' integriert. In Zusammenhang mit 'Abschottung' fallen im Diskurs der Mehrheit oft die Begriffe „Ghetto“ oder „Ghettoisierung“¹⁹. Hier wird das Fortführen kultureller, traditioneller und religiöser Eigenheiten von MigrantInnen als Desinteresse an der Integration in das Aufnahmeland gesehen. Mangelnde Kontakte türkischer MigrantInnen werden als gewollt angesehen. „Abschottung“ gilt als erwünschter Rückzug in die türkische Gemeinschaft. Das Konzept der „Segregation“, geht hingegen davon aus, dass die Wohngegend die Ausgrenzung von MigrantInnen mitbedingt. Das Wohnen in günstigen, aber sozial schlechter gestellten Gegenden führt dazu, dass dort hauptsächlich MigrantInnen wohnen. Das Zuziehen von MigrantInnen und die damit einhergehende Veränderung des sozialen Raumes (MigrantInnen eröffnen ihre eigenen Cafés, Restaurants, Supermärkte, Bekleidungsgeschäfte, etc.) haben zur Folge, dass Mitglieder der Mehrheit, die sozioökonomisch besser gestellt sind, aus diesen Gegenden wegziehen²⁰. Ein hoher MigrantInnenanteil in den Schulklassen wirkt sich negativ auf den Schulerfolg der Kinder oder Jugendlichen aus (vgl. Weiss 2007: 58) (z. B. aufgrund sprachlicher Barrieren, die das Sinken des allgemeinen Leistungsniveaus zur Folge haben können). Zudem sind Kontakte innerhalb der eigenen Herkunftsgruppe, nicht zuletzt aufgrund der sich fortsetzenden Segregation innerhalb des Klassenzimmers, wahrscheinlicher.

In der Narration kann der Verweis auf „Ghettoisierung“ des eigenen Wohnbezirks die Funktion haben, die nicht vorhandenen Freundschaften zu Personen österreichischer Herkunft zu rechtfertigen, indem das Argument der zugeschriebenen „Abschottung“ (= eigen verursacht und gewollt) durch „Segregation“ entkräftet wird. Der Verweis auf „Segregation“ kann bedeuten, dass keine Kontakte zur Mehrheit geknüpft werden konnten, weil man sich beispielsweise im Schulalter nicht bewusst ist, welche gesellschaftlichen Strukturen Auswirkungen auf die persönliche Freundeswahl haben. Selbst wenn man als Kind diese Strukturen erkannt hätte, wäre man nicht in der Lage gewesen, sie zu durchbrechen.

Dieses Beispiel verdeutlicht die gegenseitigen Zuschreibungen zwischen Mehrheit und Minderheit(en). In den unterschiedlichen Perspektiven gibt es jeweils andere

¹⁹ In der Soziologie spricht man von ethnischen Kolonien oder von Enklavenbildung.

²⁰ Die „räumliche Segregation von – in der Regel unterprivilegierten – Minderheiten (geht) häufig in räumlicher Kongregation mit einheimischen Unterschichten (...)“ (Esser 1986: 110) einher.

'Schuldige'. „Abschottung“ bedeutet, dass MigrantInnen (aus Sicht der Mehrheit) 'Schuld' an ihrer schlechten sozialen Integration sind, da sie selbst sich zurückziehen wollen.

Im Gegensatz dazu spricht „Segregation“ (aus Sicht der MigrantInnen) die Mehrheitsgesellschaft 'schuldig', da durch mangelnde Integrationspolitik verabsäumt wurde, Maßnahmen gegen die „Ghettoisierung“ zu treffen. MigrantInnen rechtfertigen diesen Umstand, indem sie die Kritiker sozusagen mit ihren eigenen Waffen schlagen: „Wir können uns nicht integrieren, wenn wir räumlich und sozial ausgegrenzt werden und keine Chance bekommen.“

Ein weiteres Beispiel für einen Eingriff der Eltern in die Wahl der Freunde durch Sicherstellung eines 'türkischen Freundeskreises' soll genannt werden. Es geht dabei um die Einflussnahme des familiären Umfeldes auf die Wahl der Freunde der Tochter. Durch die Gelegenheitsstruktur, die das schulische Umfeld bietet, verfügt die Tochter ausschließlich über einen 'österreichischen Freundeskreis'. Die Freundinnen sind bei den Eltern akzeptiert und willkommen, allerdings gibt es Dinge, die den Eltern bei ihrer Tochter nicht recht wären (z. B. Alkohol trinken, einen Freund haben, etc.). In der ersten Schulstufe des Oberstufengymnasiums nimmt die Mutter ihre Tochter zu Bekannten mit, wo die Tochter, Mädchen türkischer Herkunft kennen lernen und sich mit ihnen anfreunden soll. Es ist ausschließlich der Wunsch der Mutter, dass die Tochter auch außerhalb ihres Schulfreundeskreises Kontakte hat. Die Tochter weigert sich zunächst, der Einladung der Mädchen zu einem weiteren Treffen nachzukommen, fährt aber dann auf Drängen der Mutter hin. Es entsteht eine Freundschaft mit den Mädchen türkischer Herkunft und der 'österreichische Freundeskreis' bleibt weiterhin bestehen.

Der Zeitpunkt, zu dem die Mutter die Vorstellung über einen Freundeskreis außerhalb der Schule äußert, ist nicht zufällig. In der Unterstufe sah die Mutter ihre Tochter noch nicht mit dem Alkoholkonsum österreichischer Mädchen und dem Interesse am anderen Geschlecht konfrontiert. Ein Zusammenhang könne sich insofern ergeben, als dass die Befragte sich vielleicht gerade in einer schwierigen Phase befindet, in der das Mutter-Tochter-Verhältnis angespannt ist. Die Mutter könnte auch Bedenken haben, dass sich die Tochter zu viel an ihren Freundinnen österreichischer Herkunft orientieren könne. Die Freundinnen haben

zu Hause weniger Verpflichtungen (beispielsweise im Haushalt mitzuhelfen). Vielleicht würden sie die Tochter auch dazu anstiften, gegen die Vorstellungen ihrer Eltern zu rebellieren. Die Mutter befürchtet möglicherweise eine Entfremdung ihrer Tochter und nutzt die Macht, die ihr noch verbleibt, um ihre Tochter zu beeinflussen. Die Tochter lehnt sich zwar zunächst gegen die Intervention der Mutter in ihr Privatleben auf, gibt schlussendlich jedoch nach. Dies ist im Gegensatz zur oben genannten Überwachung und Kontrolle eine sanftere Variante des 'Lenkens von außen'.

Die Eltern handeln als „Arrangeure kindlicher [oder jugendlicher; K.E.] Entwicklungsgelegenheiten“ (Schneewind 2008: 264) und verfolgen mit ihrem Eingreifen bestimmte Ziele. Natürlich können sie die Tochter nicht zwingen, sich mit anderen anzufreunden, aber sie können den Kontakt zu bestimmten Personen, mit denen eine Freundschaft ebenso möglich wäre, forcieren. Es handelt sich hierbei ebenfalls um eine Art 'arrangierte Freundschaft'.

Wie bereits weiter oben erwähnt, sind Eingriffe von Eltern in die Wahl des Freundeskreises ihrer Kinder nicht als etwas zu betrachten, dass speziell in Migrantenfamilien vorkommt. Dennoch erklärt sich die Intervention vor allem, wenn man sie im Kontext 'kultureller' und 'religiöser' Gründe betrachtet. Angenommen die Tochter wäre nur mit Mädchen österreichischer Herkunft zusammen, könnte das bedeuten, dass sie sich stark am Lebensstil der 'ÖsterreicherInnen' orientiert und die Religion vielleicht unwichtig für sie wird. Die Religion soll aber auch für die Tochter einen hohen Wert haben. Das kann erreicht werden, indem sie sich auch mit Mädchen anfreundet, die durch ihre familiäre Sozialisation denselben kulturellen und religiösen Bezug vermittelt bekommen haben.²¹ Die Eltern stellen dadurch sicher, dass ihr Sinnbezug reproduziert wird. Der Vorteil, der sich daraus ergibt, ist zum einen, dass die Tochter nicht mit Dingen in Berührung kommt, von denen die Eltern glauben, dass sie nicht gut für sie sind. Zum anderen ergibt sich aus dem 'türkischen Freundeskreis' auch eine Erleichterungen für die Tochter. Sie muss sich nicht immer für ihre Religion rechtfertigen und identifiziert sich vielleicht mehr als 'Türkin', weil sie hier religiöse und kulturelle Eigenheiten leben kann.

²¹ Die Sozialisation eines Individuums erfolgt durch mehrere Instanzen z. B. im familiären, schulischen oder beruflichen Kontext. Die Familie gilt als die wichtigste Sozialisationsinstanz (vgl. Hurrelmann 1993: 104).

4.1.3.3 Identität und Zugehörigkeitsgefühl

Die Identität eines Menschen entwickelt sich durch Interaktion zwischen „I“ und „Me“ (Mead 1934). Dadurch kann sich ein Individuum aus der Perspektive Anderer sehen (vgl. Ebenda: 180) und definiert sich durch seine Beziehungen zu ihnen (vgl. Ebenda: 203). Die eigene Zugehörigkeit definiert sich also durch Selbstbeschreibung und dem, was einem Individuum von außen (Fremdzuschreibung) zugeschrieben wird.

Das subjektive Zugehörigkeitsgefühl einer Person ergibt sich aus ihren Handlungen und umgekehrt bedingen Handlungen wiederum das Zugehörigkeitsgefühl einer Person.

Eine Befragte erzählte davon, dass sie mit ihren Freundinnen türkischer Herkunft bereits mehrmals auf Konzerten türkischer Bands war, jedoch noch nie eine Freundin österreichischer Herkunft mitgenommen hätte. Der Konsum türkischer Musik gehört zum kulturellen Leben, an dem nur die Freundinnen türkischer Herkunft teilhaben. Die Sprache ist dabei eine wesentliche Barriere für Außenstehende, denn die Liedtexte sind auf Türkisch und enthalten zudem Botschaften, die oft nur mit spezifischem Hintergrundwissen verstanden werden können. Wenn ein Lied beispielsweise eine kritische Botschaft bezüglich sozialer Missstände enthält, so kann diese nur verstanden werden, wenn man mit dem dazugehörigen politischen und / oder gesellschaftlichen Kontext vertraut ist.

Wenn eine Frau mit türkischem Migrationshintergrund türkische Musik hört, dann wird sie sich auf gewisse Art und Weise damit identifizieren, da sie ansonsten ebenso gut englische oder französische Musik hören könnte. D.h. der Musikkonsum und das Verstehen der Informationen wirken auf die Identifikation, umgekehrt ist die Identifikation eine Motivation, türkische Musik zu hören. Natürlich könnte eine Freundin österreichischer Herkunft ebenso diese Musik hören, wenn sie ihr gefällt. Aber abgesehen von möglichen sprachlichen Problemen würde sie sich dadurch nicht 'türkisch' fühlen, weil sie durch ihren anderen Hintergrund dieses Zugehörigkeitsgefühl nicht besitzt.

Dass Sprache nicht nur die Funktion hat, Mitteilungen zu verstehen, zeigt sich anhand der Bedeutung, die sie im 'türkischen Freundeskreis' hat. Hier wird sowohl in türkischer als auch in deutscher Sprache kommuniziert. Ein besonderes Phänomen, das bei Migranten der 2. und 3. Generation auftritt, ist das so genannte „Codeswitching“ (Haugen 1956). Es bezeichnet einen Sprachwechsel z.B. von Türkisch zu Deutsch oder

umgekehrt, der entweder am Ende eines Satzes, innerhalb eines Satzes oder zwischen Sätzen vollzogen wird (vgl. Gümüsoğlu 2007: 60ff). Ein Zitat aus einem Interview (Nr. 5) verdeutlicht, dass Bilingualität innerhalb des 'türkischen Freundeskreises' eine wichtige Rolle spielt.

Sibel: „Ahm, ja ich mein, es is halt so, dass es, ich mein so Kulturunterschied, aber es is halt nicht so extremst, also es is nur einfach so, wenn ich da jetzt mit türkischen Freunden und Freundinnen rede, is ein anderer Schmäh da, also was die, weil wir reden dann auch auf Türkisch und dann werden so die türkischen Schmähs die Witze und wenn man das dann auf Deutsch übersetzt, ah, naja es klingt dann nicht mehr so lustig, also wenn dann nur auf Deutsch, also die deutschen Schmähs, weil wenn man die auf Türkisch übersetzt klingt auch nicht mehr so, also(...)“

Die Bilingualität ermöglicht den Akteurinnen, sich jeweils zu entscheiden, in welcher Sprache kommuniziert wird, denn Freundinnen türkischer Herkunft verfügen über dieselbe Sprachkompetenz.

Die Tatsache, dass sich Witze oft schwer in andere Sprachen übersetzen lassen, rührt nicht allein daher, dass durch die Übersetzung wichtige Elemente verloren gehen. Humor und „Schmäh“ sind auch sprachspezifisch determiniert (z.B. Wortspiele oder Sprichwörter) und man braucht spezifisches Wissen, um einen Witz zu verstehen. Ist dieses Wissen nicht vorhanden, so wird man nicht verstehen, was daran lustig ist.

Die Bilingualität bezieht sich auch auf den Konsum türkischer Filme, Fernsehserien und Literatur. Auch wenn von Seiten der Freundin österreichischer Herkunft, Interesse an türkischer Musik, Filmen, Kultur, etc. besteht, kann dies nur begrenzt befriedigt werden, indem sie auf Übersetzungen zurückgreift.

In den Erzählungen kam auch die Erfahrung von Ablehnung durch die Mehrheit aufgrund der eigenen (türkischen) Herkunft vor. Menschen mit türkischem Migrationshintergrund sind aufgrund der Besetzung niedrig qualifizierter Berufspositionen am österreichischen Arbeitsmarkt, mit Rollenklischees behaftet. Das Klischee des 'Kebabverkäufers' oder der 'türkischen Putzfrau', die nicht Deutsch spricht, wird generalisiert. Dadurch entstehen spezifische Erwartungen in der Interaktion mit MigrantInnen türkischer Herkunft (z. B. erwartet man bereits im Vorhinein, dass sie die

deutsche Sprache nicht beherrschen werden). Spezifische Kleidung, ein ausländischer Akzent, ein Kopftuch, oder auch das Lesen einer türkischen Zeitung weicht von der mehrheitsgesellschaftlichen Norm ab und wird häufig als Zeichen mangelnder Integration gelesen. Aufgrund der Rollenklischees und dem nicht assimilierten Lebensstil wird das 'Türkische' vielfach von der Mehrheitsgesellschaft abgewertet, was damit einhergeht Menschen türkischer Herkunft auszugrenzen und ihnen die Zugehörigkeit zu verwehren.

Selbst Migrantinnen zweiter Generation können sich nicht als 'Österreicherinnen' identifizieren, wenn ihnen diese Identität von Mitgliedern der Mehrheit abgesprochen wird.

Merve: „Weil keine sagt dann, kein, jeder sagt: Du bist eine Türkin, du bist keine Österreicherin! Obwohl ich die Staatsbürgerschaft habe.“

Sich nicht zugehörig fühlen zu dürfen ist ein Symptom, das auch immer als typisch für die 2. Generation gesehen wird, denn sie fühlen sich oft weder der Aufnahmegesellschaft, noch dem Herkunftsland der Eltern zugehörig (siehe Weiss 2007). Das Gefühl nicht zugehörig zu sein, wird beispielsweise auch ausgelöst, wenn sich MigrantInnen als 'anders' erleben. In den Erzählungen zeigte sich, dass Themen wie Beziehungen oder nächtliches Ausgehen das Gefühl des 'Andersseins' erwecken können. Ein Mädchen, das selbst noch keinen Freund hatte und aus religiösen oder traditionellen Gründen auch keine Beziehung haben darf, kann Anderen auch keine Ratschläge erteilen, da sie keine Erfahrungen vorzuweisen hat. Dieses 'Anderssein' gegenüber den Mädchen österreichischer Herkunft kann dann als defizitär und trennend erlebt werden.

Die Abwertung des 'türkischen' und die Absprache der Zugehörigkeit, können verursachen, dass sich MigrantInnen türkischer Herkunft als 'andersartig' erleben und sich von der Mehrheit abgrenzen. Eine Konsequenz daraus könnte sein, sich selbst als 'Türkin' zu identifizieren und das zugeschriebene 'Anderssein' in eine Besonderheit zu verwandeln. Das Eigene wird, ähnlich der Losung der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung – „black is beautiful“ betont. Dadurch wird das, was von Außen als 'Mangel' zugeschrieben wurde, zur Ressource, oder zum Kapital.

4.1.3.4 Die Herstellung und Aufrechterhaltung von Grenzen

Grenzen zwischen 'Österreichischsein' und 'Türkischsein' werden auf zweifache Weise hergestellt. Zum einen erfahren Frauen türkischer Herkunft anhand der Ausgrenzung durch Andere (in dem Fall die Mehrheitsgesellschaft) Grenzen ihrer eigenen Zugehörigkeit. Die Ausgrenzung von MigrantInnen dient den Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft wiederum als Abgrenzung von denen, die sie als nicht zugehörig definieren. Abgrenzungen verfolgen immer auch den Zweck, seine eigene Identität zu definieren. Man weiß eher, wer man nicht ist, bevor man weiß, wer man ist (siehe Youssef 2004).

Für eine in Österreich geborene Frau türkischer Herkunft heißt das, dass sie damit umzugehen lernen muss, dass es Situationen gibt, in denen ihr ihre österreichische Identität bzw. Zugehörigkeit abgesprochen wird.

Zudem kann die Ausgrenzung auch durch das familiäre Umfeld verstärkt werden, indem bestimmte Faktoren die Aufrechterhaltung der Grenzen stützen, z. B. wenn der Kontakt mit Freundinnen nur unter der Kontrolle der Eltern stattfinden darf, weil im Aufnahmeland (Österreich) potentielle Gefahren lauern, die Schaden könnten.

Religiöse und kulturelle Hintergründe, die Eingriffe des sozialen Umfeldes und das Zugehörigkeitsgefühl beeinflussen sich wechselseitig.

Die Grenzen zwischen österreichischer und türkischer Identität zeigen sich beispielsweise anhand dessen, dass mit muslimischen Freundinnen türkischer Herkunft Religion gelebt werden kann, während den Freundinnen österreichischer Herkunft Religion erklärt werden muss, mit ihnen darüber gesprochen und sie mitunter auch gerechtfertigt werden muss.

Der Verlauf dieser beiden Identitäten zeigt sich aber auch durch Eigenabgrenzung. Der Verweis im Interview auf den Konsum türkischsprachiger Musik könnte mitunter eine solche Eigenabgrenzung sein, die dazu dient, die Zugehörigkeit und Identität als 'Türkin' zu betonen.

Die Identität einer Person besteht nicht nur aus ihrem MigrantInnenstatus, d. h. nicht nur die Abgrenzung gegenüber der Mehrheitsgesellschaft spielt eine Rolle. Der Vorteil der Eigenabgrenzung ist aber der, dass man dadurch seine Zugehörigkeit selbst definiert. Andernfalls ist man viel mehr von der Definition anderer abhängig.

Mit Freundinnen österreichischer Herkunft kann die Identität als 'Österreicherin' ausgelebt werden, mit den Freundinnen türkischer Herkunft die Identität als 'Türkin'. In Summe ergibt sich bei den Befragten ein größeres Zugehörigkeitsgefühl zur türkischen Lebensweise. Die Frauen erfahren insofern mehr 'Übereinstimmungen', als dass ihnen unter anderem mehr Verständnis für die Ausübung der Religion entgegengebracht wird, weil andere MigrantInnen türkischer Herkunft häufig derselben Religion angehören. In Folge bewegt man sich bevorzugterweise da, wo man die eigene Lebensart nicht mehr erklären und rechtfertigen muss und wo sie akzeptiert wird.

Grenzen zeigen sich auch im getrennten Freundeskreis, in dem keine Vermischung der Freunde türkischer und österreichischer Herkunft stattfindet. Freundinnen, die man im Ausbildungskontext (Schule, Universität) kennen gelernt hat, sind meist österreichischer Herkunft. Der private Freundeskreis besteht aus Freundinnen türkischer Herkunft. Der jeweilige Freundeskreis kann durch seine Funktionen unterschiedliches leisten, weshalb man sich entweder mit den Einen oder mit den Anderen trifft.

4.1.4 Zuschreibungen an 'ÖsterreicherInnen' und die Idealisierung der Freundin österreichischer Herkunft

Wie bereits bei den 'allgemeinen Ergebnissen' angemerkt, hat sich aus den Interviews mit den Migrantinnen ergeben, dass deren beste Freundinnen ebenfalls türkischer Herkunft sind. In den Gesprächen über die Freundinnen österreichischer Herkunft kamen unter anderem auch Zuschreibungen vor, die sich auf 'ÖsterreicherInnen' im Allgemeinen bezogen. Man kann hier von einem / einer generalisierten ÖsterreicherIn sprechen. In weiterer Folge soll es darum gehen, wie die Migrantinnen damit umgehen, einerseits sehr negative Bilder über 'ÖsterreicherInnen' zu haben, andererseits aber mit Personen österreichischer Herkunft befreundet zu sein.

4.1.5 Zur Entstehung negativer Bilder über 'ÖsterreicherInnen'

Negative Erfahrungen im Zusammenhang mit 'ÖsterreicherInnen'²², die entweder mit Schul-, oder StudienkollegInnen oder mit Angestellten in Institutionen / Organisationen gemacht werden, führen zu bestimmten Stereotypen, die MigrantInnen von Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft entwickeln.

Vorurteile von MigrantInnen begründen sich nicht nur durch negative Erfahrungen, sondern können sich auch durch die soziale Position ergeben, die sie in einer Gesellschaft eingenommen haben. ArbeitsmigrantInnen oder AsylbewerberInnen werden beispielsweise aufgrund ihres rechtlichen Status gegenüber österreichischen StaatsbürgerInnen benachteiligt. Ebenso bedingen ein niedriges Bildungsniveau von MigrantInnen und Vorbehalte inländischer ArbeitgeberInnen gegenüber MigrantInnen eine Benachteiligung am Arbeitsmarkt. Aus der eigenen Machtlosigkeit heraus kann dies bei benachteiligten Gruppen (Minderheiten) zu einer Ablehnung ökonomisch und sozial bevorzugter Gruppierungen (Mehrheit) führen.

Im Laufe der Sozialisation werden über das türkische Umfeld bereits Bilder darüber vermittelt, wie 'die ÖsterreicherInnen' sind. Es wird intersubjektives Wissen konstruiert. Neu hinzukommende, negative Erfahrungen dienen dazu, im Sinne einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung, das intersubjektive Wissen zu 'verifizieren'. Man bestätigt sich selbst das, was man durch das Wissen anderer immer schon zu wissen glaubte

In den Erzählungen wurden Erfahrungen exemplarisch herangezogen und dienten als Beweis für die Aussage. Eine Befragte erzählte über ihre eigenen schlechten Erfahrungen und die eines Familienmitglieds in einem österreichischen Krankenhaus. Dieses Erlebnis wurde mit einer positiven Erfahrung kontrastiert, die in einem türkischen Krankenhaus gemacht wurde. Anhand dieses Vergleichs verdeutlichte die Erzählerin ihre schlechten Erfahrungen mit 'ÖsterreicherInnen' und legitimierte so ihre Vorurteile diesen gegenüber. Die Befragte konnte ihre Behauptungen deshalb aufstellen, weil auch ein 'Beweis' dafür angeführt werden konnte. Dieser 'Beweis' lag in der eigenen Erfahrung, die in einer Interaktion gemacht wurde.

²² Das sind zum einen Menschen österreichischer Herkunft, es können aber auch Menschen sein, denen diese Herkunft zugeschrieben wird, die de facto, aber eine andere Herkunft haben. (z.B. Personen die ebenfalls Migrationshintergrund haben, die aber aufgrund ihres Aussehens, Habitus, etc. als 'ÖsterreicherInnen' identifiziert werden.)

Die eigene Identität und selbst definierte Zugehörigkeit der MigrantInnen zur türkischen Gemeinschaft beinhaltet, sich von 'ÖsterreicherInnen' abzugrenzen. Abgrenzung ist genau genommen eine Voraussetzung für Zuschreibungen an andere.

4.1.6 Zum Erstkontakt mit der Freundin österreichischer Herkunft

Das äußere Erscheinungsbild einer Person (Hautfarbe, Haarfarbe, etc.) und spezifische Merkmale des Habitus²³ (Dialekt, etc.) lassen darauf schließen, dass es sich um eine 'Österreicherin' handelt. Die Annahmen darüber, wie 'ÖsterreicherInnen' sind, führen zu Erwartungen in der Interaktion (z.B. dass sich die Person distanziert und ablehnend oder aber auch übertrieben freundlich, im Sinne einer 'positiven Diskriminierung', gegenüber einer Muslimin verhalten wird). Treffen diese (negativen) Erwartungen nicht ein, so tritt Verwunderung oder mitunter Verunsicherung auf. Möglicherweise wird die eigene Meinung in Frage gestellt

An dieser Stelle soll der Prozess der Verunsicherung in Folge nicht eingetreffener Erwartungen anhand eines Beispiels verdeutlicht werden.

Hatice: „(...) und ich hab immer noch das Gefühl gehabt, dass sie, also vielleicht, doch nicht ganz eine Österreicherin is (...).“

In dem Zitat wird ein Gefühl gegenüber der kennen gelernt Person in zwei Situationen (vorher und nachher) angesprochen. Das Gefühl, das sich eigentlich nach dem Erstkontakt verändert haben sollte, ist überraschenderweise immer noch vorhanden. 'Gefühl' bedeutet, dass es sich um eine Vermutung, nicht um eine Tatsache handelt. Aber mit jeder Wiederkehr des Gefühls verstärkt sich die Annahme und wird irgendwann zur Überzeugung. Dies geschieht auch dann, wenn es von einem rationalen Standpunkt aus gesehen, absurd ist (die Person weiß, dass ihre Freundin österreichischer Herkunft ist).

In dieser Erzählung hat sich eine bestimmte Zuschreibung herauskristallisiert. Es gibt Menschen, die 'ganze ÖsterreicherInnen' sind, und solche, die es nicht sind. 'Ganz' bezieht sich auf ein Kollektiv, von dem sich die Person abgrenzt. Eine 'ganze

²³ Definition Habitus: „Die äußere Erscheinung eines Menschen, von der aus man auf dessen Anlagen, Einstellungen und Gewohnheiten schließen kann“ (Lexikon zur Soziologie 2007: 259)

Österreicherin' könnte eine weibliche Person österreichischer Herkunft sein, die ihrem Aussehen nach als solche identifiziert wird. Ebenso verfügt die 'ganze Österreicherin' über eine Vielzahl an Eigenschaften, die als 'typisch österreichisch' gesehen werden, was sich in ihrem Habitus zeigt. Die Befragte selbst gilt nicht als 'ganze Österreicherin', ebenso wie ihre Freundin diese auch nicht verkörpert. 'Wie viel Österreicherin' ist ihre Freundin? Die Person hat das eigene Bild mit der Freundin verglichen und merkt, dass es nicht vollständig zu ihr passt. In weiterer Folge könnte dies dazu führen, dass das 'Österreicherinnen-Bild' (Einstellung, Vorstellung) der Befragten einem Wandel unterzogen wird.

An dieser Stelle wird deutlich, dass es einen Unterschied macht, Österreicherin zu sein oder auch nicht zu sein. Die Freundin konnte auf den ersten Blick nicht dem 'Österreicherinnen-Bild' zugeordnet werden, weil sie aufgrund ihres Äußeren oder ihres Habitus nicht dem entsprach. Die Befragte ist positiv überrascht darüber, dass ihre Freundin eine Österreicherin ist, weil sie sie gar nicht als solche eingestuft hätte. Andererseits hatte sie auch den Verdacht, dass die Freundin vielleicht doch keine Österreicherin sei, obwohl diese das längst bestätigt hatte. Das 'Österreicherinnen-Bild' der Befragten bleibt aufrecht erhalten. Es kann immer noch dazu führen, dass die Freundin aufgrund ihres Handelns irgendwann zu der 'ganzen Österreicherin' (negatives Bild) wird, die sich die Befragten ursprünglich erwartet hätte.

4.1.7 Die Idealisierung der Freundin österreichischer Herkunft

Die Verunsicherung hinsichtlich der eigenen Einschätzung ruft eine Dissonanz hervor, die ausgeglichen werden muss. In der Narration zeigt sich dies daran, dass die Freundin idealisiert wird. Die Freundin wird besonders geschätzt, weil sie außerordentliche Charaktereigenschaften hat, die eigentlich als untypisch für Österreicherinnen betrachtet werden. Die Freundin ist eine ganz außergewöhnliche Österreicherin.

Merve: „Weil normalerweise beim, wenn man sagt: die Österreicher zum Beispiel, die sagen: ‚Ja das war eh nur für drei Monate, wieso soll ich noch Kontakt mit denen haben?‘ und die brechen dann die Freundschaft ab, aber Steffi, die is ganz im Gegenteil.“

Ebru.: „Also die lacht ständig nur und, und total sympathisch und, und total auch offen, was ich ja von [1 Sekunde Pause] also, mh, also ich hab ja zum Beispiel nicht so viele Österreicherinnen kennen gelernt, die, die offen sind.“

4.1.7.1 Gründe für die Idealisierung

Es stellt sich die Frage, warum die österreichische Freundin idealisiert werden muss. Offensichtlich verkörpert die Freundin ein Bild von Menschen österreichischer Herkunft, das von den Migrantinnen bisher bewusst ausgeblendet werden musste. Es steht nämlich im Widerspruch zum eigenen, negativen Bild von 'den Österreicherinnen'. Dieses Bild muss aufrechterhalten werden, weil ansonsten die eigene Meinung in Frage gestellt werden müsste. Das negative Bild begründet sich durch eigene Erfahrungen und intersubjektives Wissen, das unter anderem in der Sozialisation vermittelt wird. Bevor man sich auf einen Menschen einlässt, ist es besser, vorsichtig zu sein und abzuwarten, ob sich Erwartungen nicht doch bestätigen. Diese Vorsicht hat die Funktion, die Migrantinnen zu schützen, denn man kann z. B. nicht über Ablehnung enttäuscht sein, wenn man sich von vorneherein darauf einstellt, wahrscheinlich abgelehnt zu werden. Die Schutzfunktion hat sich aus Erfahrungen entwickelt und ist notwendig im Erstkontakt mit Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft. Dementsprechend ist es nahe liegender, in dieser einen Person eine Ausnahme zu sehen, als seine Einstellung zu ändern und sich damit der potentiellen Gefahr einer Ablehnung oder Vorverurteilungen von außen auszusetzen.

4.1.7.2 Faktoren, die die Idealisierung verstärken

Dauer und Intensität der Freundschaft könnten die Idealisierung verstärken. Es ist möglich, dass Individuen bei weniger intensiven oder erst seit kurzem bestehenden Freundschaften eher zur Idealisierung neigen, weil negative Charaktereigenschaften noch nicht entdeckt wurden oder aufgrund der geringen Intensität der Freundschaft nicht stark ins Gewicht fallen.

Zudem könnten spezifische Handlungen der Freundinnen österreichischer Herkunft die Idealisierung verstärken oder unterstützen. Zu spezifischen Handlungen gehört z.B., wenn die Freundin eine bestimmte Vorsicht walten lässt, weil sie sich in einer neuen

Situation befindet und nichts falsch machen möchte. Aus einem Gespräch ging beispielsweise hervor, dass die Freundin (österreichischer Herkunft) der Befragten deren gesamter Familie bekannt ist und dort einen besonderen Status hat. Die Befragte und deren Familie pflegen ansonsten hauptsächlich Kontakte innerhalb der türkischen Gemeinschaft. Mangelnde Kontakte zur Mehrheit und negative Erfahrungen führen dazu, dass eine besondere 'Österreicherin' in der Freundin gesehen wird. Anzunehmen ist, dass sich die Freundin ihres Status bewusst ist. Das heißt, um diesen Status nicht zu verlieren, muss sie versuchen, dieser sozialen Erwartungshaltung auch gerecht zu werden. Sie könnte im Sinne der sozialen Erwünschtheit handeln und aus diesem Grund potentielle Konfliktthemen aussparen. Anderenfalls könnte sie Gefahr laufen, dass ihre Freundin türkischer Herkunft enttäuscht ist und ihre Meinung wieder ändert. Das würde bedeuten, dass die Freundin wieder auf dieselbe Ebene wie die anderen 'Österreicherinnen' abrutscht. (Ähnlich dem „Weisen“ bei Goffman (1967) dem sein Status wieder abgesprochen wird, wenn er ertappt wird seine Akzeptanz nur geheuchelt zu haben (vgl.Ebenda: 147; 142).)

Aufwertung der türkischen Herkunft – durch Interesse an der türkischen Kultur

Das Interesse einer Freundin österreichischer Herkunft am 'Türkischen' ist eine Aufwertung. Es schafft Nähe, denn das 'Türkische' ist nun interessant und spannend für jemanden, was im Gegensatz zu anderen Erfahrungen steht, wo es als 'andersartig' oder auch defizitär empfunden wurde.

Für die Entstehung einer Freundschaften ist es für türkische Migrantinnen der 2. Generation wichtig, dass von Seiten der 'Österreicherin' ein Interesse am 'Türkischen' wie beispielsweise an türkischer Musik, Bräuchen, etc. besteht. Dadurch wird das Gefühl des 'Andersseins', das Migrantinnen aufgrund ihrer anderen Herkunft und Lebensweise verspüren können, aufgehoben. In den Interviews hat sich gezeigt, dass sich das kulturelle Interesse von Seiten der Freundinnen österreichischer Herkunft oft auf türkische Hochzeiten richtet. Doch auch hier gibt es aufgrund sprachlicher Barrieren eine Grenze dessen, was möglich ist.

Hatice: „Also ich würd sie jetzt nicht zu einer türkischsprachigen Predigt mitnehmen.“

Interviewerin: „Mhm.“

Hatice: „Oder mh irgendwohin, wo sie überhaupt nichts verstehen würde, (...)“

Interviewerin: „Mhm.“

Hatice: „(...) Weil dann müsste ich ihr das Ganze übersetzen und so, das wär' ja schon anstrengend.“

Politische Positionierung der Freundin österreichischer Herkunft

Eine Positionierung der Freundin in Bezug auf Themen der österreichischen Innenpolitik, vor allem hinsichtlich 'migrationspolitischer Angelegenheiten', trägt dazu bei, ihre Idealisierung zu verstärken. Sie positioniert sich in Diskussionen gegen migrantenfeindliche Äußerungen rechter Parteien. Dies unterscheidet sie von den anderen 'ÖsterreicherInnen', möglicherweise den 'ganzen ÖsterreicherInnen', die das nicht tun. Die eindeutige Positionierung gibt der Migrantin Sicherheit, da sie sich auf die Freundin und ihre Einstellung verlassen kann. Die Freundin wird hinter ihr stehen, sollte es zu einem verbalen Angriff von außen kommen. Die politischen Ansichten der Freundin und das Eintreten für die Interessen von MigrantInnen schaffen Vertrauen. Ferner bedeutet dies jedoch auch eine hohe Erwartungshaltung an die Freundin, was mitunter dazu führen kann, dass keine Kritik in Bezug auf MigrantInnen geübt werden kann.

4.2 Ergebnisse aus den Interviews mit den 'Österreicherinnen'²⁴

4.2.1 Über die Motivation, an der Studie teilzunehmen

Die Motive von Personen, sich als InterviewpartnerInnen zur Verfügung zu stellen, sind vielfältig. Es ist wichtig, sich als ForscherIn darüber Gedanken zu machen, denn dies liefert bereits wichtige Anhaltspunkte zum Forschungsgegenstand. Die Teilnahme kann beispielsweise durch persönliche Gründe, also die konkrete Freundschaft betreffend, motiviert sein. Eine Befragte erzählte, dass ihre Freundschaft aufgrund des Drucks, den die Familie der Freundin türkischer Herkunft ausübte, zerbrach. Die Familie vermutete negative Einflüsse auf die Tochter durch die Freundin nicht-türkischer Herkunft. Eine Freundschaft kann zerbrechen, wenn die Möglichkeiten, die Freundschaft trotz Einschränkungen aufrecht zu erhalten, stetig verringert werden. In diesem Fall könnte die Befragte ein Interview gegeben haben, um das, was passiert ist, für sich selbst abzuschließen oder um sich über die Umstände auszulassen, die sie nicht ändern konnte. Ein anderes Motiv wäre, die Beteiligung am Interview dazu zu nutzen, Migrantinnen entgegen gängiger Klischees zu präsentieren. Die beschriebene Freundin entspricht durch ihren Bildungsgrad, ihre Karriere, ihre Unabhängigkeit und ihren Habitus überhaupt nicht dem Bild, das gewöhnlich von türkischen Migrantinnen konstruiert wird. Es ist vielmehr so, dass die Freundin türkischer Herkunft mehr erreicht hat als die Befragte selbst und deshalb eine Vorbildfunktion für sie hat. Die Erzählung soll Frauen mit türkischem Migrationshintergrund als selbständige, unabhängige Frauen zeigen, die sich erfolgreich integriert haben, und sie aus der Position der Opferrolle herauszuholen, die ihnen gewöhnlich sehr oft zugeschrieben wird.

Einen wichtigen Anhaltspunkt hinsichtlich der Teilnahme an den Interviews bietet der Umstand, dass drei der Beteiligten selbst Migrationshintergrund hatten.

Dass sich diese Frauen gemeldet haben, steht in Zusammenhang mit dem Feldzugang, der den Begriff 'Österreicherinnen' beinhaltet und somit auch österreichische Staatsbürgerinnen mit Migrationshintergrund inkludiert. D. h. die Befragten verstanden

²⁴ Die Interviewpartnerinnen waren zum Teil österreichischer Herkunft und zum Teil nicht-österreichischer Herkunft.

sich hinsichtlich ihrer nationalen oder kulturellen Identität als Österreicherinnen, was sie dazu veranlasste, sich zu melden.

Vordergründig scheinen diese Argumente ausreichend, die Resonanz aus dem Feld zu klären. Aus den Interviews gehen jedoch bestimmte Botschaften hervor, die sich z.B. auf den in der Mehrheitsgesellschaft gängigen Diskurs über den Islam in Österreich oder über den Umgang der Mehrheitsgesellschaft mit Minderheiten beziehen.

Der Status als Personen mit Migrationshintergrund ermöglicht den Befragten, sich je nach Thematik unterschiedlich zu positionieren. Sie können sich, mehr als Frauen österreichischer Herkunft oder Frauen türkischer Herkunft, zu bestimmten Thematiken neutral verhalten, sich von einer Gruppe distanzieren oder sich mit einer Gruppe solidarisieren. Diese größere Auswahl an Positionierungsmöglichkeiten kann in der Interviewsituation einen Vorteil bedeuten, es bedeutet jedoch für die Befragten auch, dass sie sich selbst mitunter in eine schwierige Lage bringen. Die Schwierigkeit ergibt sich z.B. an Stellen, wo die Solidarität mit türkischen MigrantInnen einen kritischen Moment in der Interviewsituation darstellt (aufgrund der Tatsache, dass die Interviewerin österreichischer Herkunft ist und dies als Angriff auffassen könnte).

4.2.2 Möglichkeiten der Positionierung für die Befragten mit nicht-türkischem Migrationshintergrund

4.2.2.1 Distanz zur einen Gruppe – Solidarität mit der anderen

Der Migrationshintergrund der Befragten ermöglicht ihnen, sich entweder als 'Österreicherinnen' oder mit ihrem Herkunftsstatus (in der Rolle einer Migrantin) zu identifizieren. Von der Möglichkeit der Abgrenzung von 'den'²⁵ ÖsterreicherInnen wurde auch Gebrauch gemacht. Dies traf vor allem dann zu, wenn Befragte bestimmte stereotype Vorstellungen über 'die ÖsterreicherInnen' hatten und sie selbst nicht als solche wahrgenommen werden wollten. Sie distanzierten sich dann von den Anderen, indem sie spezifische Eigenheiten unterstellten, die für sie selbst (da andere Herkunft) nicht gelten.

²⁵ Personen, von denen man weiß, dass sie österreichischer Herkunft sind. Aber auch Personen, denen aufgrund ihres Habitus, ihres Aussehens oder bestimmter Eigenschaften, die als österreichisch interpretiert werden, 'Österreichersein' zugeschrieben wird.

Diese Zuschreibungen 'den ÖsterreicherInnen' gegenüber wurden mit eigenen Erfahrungen begründet.

Eine Solidarisierung mit türkischen MigrantInnen trat beispielsweise dann ein, wenn sich die Befragten selbst als 'Nicht-Österreicherinnen' positionierten. Dies kam in einem Interview vor, in dem die Befragte der Meinung was, dass Freundschaften „*mit einem Ausländer [ein] bisschen enger*“ (Zitat aus einem Interview) seien. Hier führt diese spezifische Gemeinsamkeit (Migrantinnenstatus) zu einer Solidaritätsbekundung.

Ebenso könnten sie durch ihre Positionierung als Personen mit Migrationshintergrund MigrantInnen türkischer Herkunft verteidigen oder stereotype Vorstellungen aus dem Weg räumen wollen.

Ferner ermöglichte ihnen ihr Status sich auf die Seite 'der' ÖsterreicherInnen zu stellen, die türkische Migranten kritisiert. Dies war mitunter der Fall, wenn eine bestimmte Verhaltensweise als „*typisch türkisch*“ (Zitat aus einem Interview) bezeichnet wurde.

Im Vergleich zu Menschen mit türkischem Migrationshintergrund und speziell MuslimInnen türkischer Herkunft sind sie zwar auch Migrantinnen, gehören aber nicht zu der Gruppe von MigrantInnen, die am meisten Kritik oder Ressentiments ausgesetzt sind (vgl. Weiss 2002). Im Gegensatz zu MuslimInnen türkischer Herkunft werden sie weniger als Migrantinnen wahrgenommen. Dadurch könnten sie sich selbst eher als Österreicherinnen identifizieren, was ihnen ermöglicht, am von der Mehrheitsgesellschaft ausgehenden Diskurs teilzunehmen. Eine Distanzierung von türkischen MigrantInnen ermöglicht zudem, sich selbst oder die eigene Herkunftsgruppe als die 'guten MigrantInnen'²⁶ zu präsentieren. Hier vollzieht ein Mitglied einer Minderheit einen 'Vergleich von MigrantInnen' aus der Perspektive der Mehrheitsgesellschaft.

Die eigene Gruppe ist diejenige, die bei diesem 'Ranking' besser abschneidet. Sie ist die Gruppe, die sich im Gegensatz zur anderen erfolgreich integriert hat.

²⁶ Es gibt keine 'guten' oder 'schlechten' MigrantInnen. Die Mehrheit behält sich das Recht vor, Zuwanderer als gut oder schlecht zu bewerten. Dies fällt beispielsweise dann auf, wenn davon gesprochen wird, dass es auch 'Ausnahmen' (die 'Guten') unter den 'AusländerInnen' (die, die nicht zu 'uns' gehören) gäbe.

4.2.2.2 Die „neutrale“ Position

Eine neutrale Positionierung tritt ein, wenn es den Migrantinnen nicht-türkischer Herkunft um ihre persönliche Sichtweise geht. Die Debatte um Muslime in Österreich wird generell zwischen zwei 'Gruppen', die der 'ÖsterreicherInnen' und die der 'MuslimInnen', geführt. Die Beteiligung an der Studie könnte für Migrantinnen nicht-türkischer Herkunft bedeuten, dass sie ihre eigene Meinung zu diesem Diskurs oder zu bestimmten Problemen des Zusammenlebens äußern möchten. Sie könnten weder die Meinung '*der*' ÖsterreicherInnen noch '*die*' muslimischer MigrantInnen vertreten, indem sie sich weder '*den*' Österreicherinnen - weil sie nicht österreichischer Herkunft sind - noch '*den*' Migrantinnen türkischer Herkunft zugehörig fühlen. Eigene überraschende bzw. unerwartete Erfahrungen (z. B. die Erfahrung von Ablehnung aufgrund nicht-österreichischer Herkunft) können ausschlaggebend sein, eine kritische Position zum Umgang der Mehrheitsgesellschaft mit türkischen MigrantInnen einzunehmen. Hierbei geht es aber, im Gegensatz zu den beiden anderen Positionierungsmöglichkeiten, nicht darum, stereotype Zuschreibungen zu machen und sich selbst aufgrund der eigenen Herkunft von der Mehrheitsgesellschaft zu distanzieren, auch wenn negative Erfahrungen gemacht wurden. Eigene Erfahrungen befähigen hier eher dazu, sich in die Lage anderer MigrantInnen zu versetzen, die mehr Ablehnung erfahren haben. Daraus soll der Mehrheitsgesellschaft eine Empfehlung für einen besseren Umgang mit MigrantInnen gegeben werden. Die Botschaft lautet in diesem Fall, dass man Menschen nicht aufgrund ihrer Herkunft bewerten sollte.

Unterschiedliche Möglichkeiten der Positionierungen waren wahrscheinlich nicht das einzige Motiv für Frauen nicht-österreichischer Herkunft, sich an der Studie zu beteiligen. Dadurch zeigt sich allerdings, dass Zugehörigkeiten und Identitäten nicht beständig sind. Sie existieren nicht unabhängig von Zeit, Raum oder einer jeweiligen Interaktion. Identitäten und Zugehörigkeiten sind vielmehr wandelbar und individuell. Einmal grenzt man sich von einem Kollektiv ab, während man sich ein anderes Mal dem Kollektiv als zugehörig definiert. So kann z.B. jemand, der sich selbst im einen Moment als Europäer beschreibt, in einem anderen Kontext für seine Interessen als Spanier eintreten (siehe Abels 2006).

4.2.3 Zuschreibungen im Zusammenhang mit „Kultur“

Eine Interviewpartnerin wird danach gefragt, wie sie Besuche bei der Familie ihrer Freundin erlebt hat. Sie spricht in diesem Zusammenhang davon, dass das Deutsch der Eltern ihrer Freundin nicht so gut wie das der eigenen Eltern (die Befragte hat selbst Migrationshintergrund) sei. Deutsch ist die Sprache, in der die türkischen Eltern und die Interviewpartnerin miteinander kommunizieren könnten. Es impliziert, dass die Eltern Deutsch sprechen müssen und nicht die Interviewpartnerin Türkisch. Der Verweis auf Sprachkenntnisse macht Sinn, da sprachliche Aspekte im Hinblick auf Integration an erster Stelle stehen. Um sich z.B. auf der sozialen Ebene integrieren zu können, muss als erstes die jeweilige Landessprache erlernt werden. Im Zusammenhang mit politischen Ideen zur Integration von MigrantInnen wird oft von einer Art „Bringschuld“²⁷ gesprochen. Integration wird als eine Pflicht angesehen, die in erster Linie die MigrantInnen zu erfüllen haben.

In diesem Fall kann das Hervorheben der besseren Deutschkenntnisse der eigenen Eltern auch an die Interviewerin, in ihrer Rolle als Mitglied der Mehrheitsgesellschaft, gerichtet sein. Die Interviewerin soll wissen, welcher Typ von Migrantin ihr gegenüber sitzt. Die Befragte selbst bzw. ihre eigenen Eltern haben die Integrationsforderung der Mehrheit erfüllt und sind somit einen Schritt weiter als andere MigrantInnen, die dies noch nicht erreicht haben. Eine mögliche Konsequenz wäre, dass sich die Befragte (und evtl. ihre Eltern) durch ihren erfolgreichen Integrationsprozess Österreich zugehörig fühlen. Wenn eine Person mit Migrationshintergrund Österreich als seine / ihre neue Heimat ansieht, bedeutet das auch, dass er / sie Mitspracherecht in Bezug auf politische Entscheidungen hat. Von diesem Recht wird auch Gebrauch gemacht. Die Befragte ist nun in der Position, sich auf der Seite der Mehrheitsgesellschaft am Integrationsdiskurs, der normalerweise zwischen 'MigrantInnen' und der 'Mehrheitsgesellschaft' geführt

²⁷ Vgl. dazu das Zitat des oberösterreichischen FPÖ-Klubobmann Steinkellner vom 13. März 2009: „Die Österreicher wollen keine vom Islam und von überkommenen Traditionen aus Zuwandererländern geprägte Parallelgesellschaft. Es sollte wohl auch unbestritten sein, dass alle, die sich dauerhaft bei uns niederlassen wollen, alles dazu tun sollten, um die deutsche Sprache zu erlernen und dies auch ihren Kindern zu ermöglichen. Integration ist vor allem eine Bringschuld jener, die zu uns kommen. Wer sich jedoch nicht integrieren will - und dafür gibt es leider viel zu viele Beispiele - der wird kaum erwarten können, dass die Österreicher sich nach ihren oder seinen Vorstellungen orientieren und dies auch noch finanzieren.“ (http://www.ots.at/presseaussendung.php?schluessel=OTS_20090313_OTSO210&ch=kultur eingesehen am 14.04.2009)

wird, zu beteiligen. Die Befragte 'darf' andere MigrantInnengruppen kritisieren, was normalerweise Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft vorbehalten ist.

Die mangelnden Deutschkenntnisse der türkischen Eltern der Freundin erschweren ihnen die Kommunikation mit Menschen nicht-türkischer Herkunft und begründen sich durch „irgendetwas Kulturelles“²⁸. „Kultur“ subsumiert sowohl strukturelle Faktoren wie Bildungsniveau und Sozialkapital als auch Faktoren auf einer persönlichen Ebene (Einstellung, Lebensstil, Motivation), die allesamt eine Rolle spielen, wenn es darum geht, eine Sprache zu erlernen.

'Kultur' stellt eine Erklärungsvariante dar. Sie wird herangezogen, wenn über die genaueren Umstände und Hintergründe einer Sache nur wenige Informationen vorhanden sind.

Dabei wird eine Kultur nicht an sich als genuin negativ definiert, sondern wird als negativer Einfluss auf andere Bereiche angesehen. Die Botschaft, die sich hinter „irgendetwas Kulturelles“ verbirgt, könnte lauten: *Die türkische Kultur wirkt sich negativ auf das Erlernen der deutschen Sprache, auf den Aufbau sozialer Kontakte zur Mehrheitsgesellschaft, auf den Bildungsgrad und auf den Lebensstil der türkischen MigrantInnen in Österreich aus.*

Der ursprüngliche, bis zum Zeitpunkt der Migration prägende Kulturkreis scheint über Jahrzehnte hinweg präsent und unveränderbar zu sein. Andere Faktoren, die möglicherweise eine Rolle spielen könnten, bleiben unbeachtet, denn man glaubt, dass 'die Kultur' ein größeres Erklärungspotential bietet. Zudem muss dabei nicht mehr viel erklärt werden, denn jeder Mensch hat eigene Vorstellung darüber, was mit „kulturellen Gründen“ gemeint sein könnte. Wenn von „kulturellen“ Gründen gesprochen wird, kann dadurch auch verhüllt werden, was damit tatsächlich gemeint ist. Es erfüllt also eine Schutzfunktion für denjenigen, der den Begriff verwendet, denn er bietet damit nur wenig Angriffsfläche. Dies kann im extremsten Fall sogar bis hin zu Kulturrassismus gehen.

Der kulturelle Hintergrund der Eltern wird in besagtem Beispiel als Erklärung dafür verwendet, dass sie nicht gut Deutsch sprechen. Dies geschieht nicht zufällig, denn gerade MigrantInnen türkischer Herkunft wird häufig vorgeworfen, sich nicht integrieren zu wollen. Schlechte Sprachkenntnisse und mangelnde Kontakte zur Mehrheitsgesellschaft werden als gewollter Rückzug in die eigene Gemeinschaft

²⁸ Zitat aus einem Interview

interpretiert und verstärken dadurch die Annahme, dass die 'andersartige Kultur' dafür verantwortlich sein könnte.

Es gibt jedoch auch positive Zuschreibung im Zusammenhang mit 'Kultur'. Aus derselben Interviewsequenz stammt der Verweis, dass die türkischen Eltern „*sehr gastfreundlich*“²⁹ waren. In der Erzählung hat diese positive Bewertung den Effekt, einem vorhin zugeschriebenen Defizit etwas Positives entgegen zu setzen und somit der Kritik die Schärfe zu nehmen.

Im Zusammenhang mit Menschen türkischer Herkunft scheint es geradezu prädestiniert zu sein, den Begriff 'Gastfreundlichkeit' zu erwähnen. Nicht nur im Tourismus wird die Türkei als 'gastfreundliches Land' beschrieben, sondern es kann zudem auch eine Selbstbeschreibung sein.³⁰ Die Erwähnung der Gastfreundschaft ist dahingehend interessant, dass nach dem Besuch bei einer Freundin österreichischer Herkunft die Gastfreundschaft der Eltern vermutlich nicht explizit hervorgehoben werden oder zur Bewertung des Besuchs erwähnt werden würde. Dies bedeutet entweder, dass die Eltern dieser Freundin so außergewöhnlich gastfreundlich, wie es die Befragte noch nicht erlebt hat, oder dass diese 'Gastfreundlichkeit' eine Erwartung ist, die an Menschen türkischer Herkunft gestellt wird, und bei Bestätigung als gültige Charaktereigenschaft anerkannt wird.

4.3.4 Zuschreibungen im Zusammenhang mit dem Kopftuch

Nur bei einer Interviewpartnerin war die Freundin Kopftuchträgerin. Alle anderen Gesprächspartnerinnen beschrieben ihre Freundinnen in diesem Zusammenhang entweder als 'unreligiös', 'sehr liberal religiös' oder als 'noch unsicher'³¹ in Bezug auf das Tragen eines Kopftuches. Die Frage des Kopftuchs spielte in der Erzählung aber immer eine Rolle, unabhängig davon, ob die Freundin nun selbst eines trug, oder nicht.

Was kann es bedeuten, wenn eine Interviewpartnerin zum Beispiel gleich in der Haupterzählung erwähnt, dass ihre Freundin „*in ihrem ganzen Leben nie* [ein Kopftuch]

²⁹ Zitat aus einem Interview

³⁰ Das geht z.B. aus einem Gespräch mit einer Interviewpartnerin türkischer Herkunft hervor.

³¹ Z.B. wenn es eine Frau nicht ausschließt und sich vorstellen kann, später vielleicht ein Kopftuch zu tragen.

getragen“³² hat? Diese Information wird zwar nur in einem kurzen Nebensatz erwähnt, spielt aber für die Erzählung eine wichtige Rolle. An dieser Stelle wird diese eine Information verwendet, um beim Gegenüber eine Reihe an Vorstellungen über die Freundin zu generieren und eine Reihe anderer Möglichkeiten auszublenden. Das Kopftuch verschiebt unmittelbar die Vorstellung über einen Menschen auf einer Skala mit den Polen 'konservativ' und 'liberal' oder 'rückständig' und 'modern'. Das heißt nicht, dass Frauen mit Kopftuch 'konservativ und rückständig' sind und Frauen ohne Kopftuch 'liberal und modern', sondern es geht darum, welche Bilder Menschen kennen und welche Vorstellungen sie daraus konstruieren. Ein Kopftuch erweckt in den meisten Köpfen eher negative Assoziationen wie Unterdrückung, keine Selbstbestimmung, Opferrolle, etc.

Das Kopftuch dient vielen westlichen Frauen als Indikator für den Grad der Religiosität einer muslimischen Frau. Aus der Religiosität einer Muslimin wird wiederum die daraus resultierende Lebensweise abgeleitet. Die Lebensweise einer muslimischen Frau wird wiederum als Indikator für ihre Integration verwendet. Nicht das Tuch an sich wird als problematisch wahrgenommen, sondern die damit verbundenen religiösen Pflichten und Vorschriften, die aus der Perspektive vieler westlicher Frauen negativ bewertet werden. Als Gradmesser der Freiheit und Selbstbestimmung einer muslimischen Frau wird das Kopftuch verwendet. Es gilt als generalisiertes Symbol der Unterdrückung. Trägt eine Frau ein Kopftuch, so wird oft von vorneherein davon ausgegangen, dass sie es tun muss und nicht freiwillig tut.

In einem Interview wurde davon erzählt, dass die Freundin von einem Tag auf den anderen ein Kopftuch trug und die Lehrer daraufhin bezweifelten, dass sie sich freiwillig dazu entschlossen hätte. Im Schulsystem äußert sich das in der Mehrheitsgesellschaft vorhandene Misstrauen gegenüber Frauen mit Kopftuch. Die Schule ist ein Ort, an dem Mehrheiten und Minderheiten zwangsläufig aufeinander treffen, wo eine Möglichkeit des Zugangs zu MigrantInnen besteht. Hier hat die Mehrheit die Rolle des Beobachters, der bei Bedarf zum handelnden Akteur wird und eingreift. Durch medial geprägte Begriffe wie „Zwangsheirat“ oder „Kopftuchzwang“ sind die Beobachtenden (z.B. Lehrer, Schüler) oft voreingenommen und skeptisch. Bei einem Anlassfall wie beispielsweise dem Erscheinen einer Muslima mit Kopftuch in der Schule läuten gewissermaßen die Alarmglocken. Der Verdacht wird sogar geäußert, indem die betreffende Person von mehreren Seiten hinsichtlich der Freiwilligkeit ihres

³² Zitat aus einem Interview

Handelns befragt wird. Nachdem der Mehrheit versichert wurde, dass der Verdacht unbegründet sei, kann das Kopftuch toleriert werden, wird aber trotzdem nicht gerne gesehen.

In einem anderen Interview spricht eine Befragte davon, dass es für ihre Freundin türkischer Herkunft in Ordnung sei, wenn sie Lebensweisen türkischer MigrantInnen beanstandet. Ihre Kritik bezieht sich auf das Tragen eines Kopftuches von Musliminnen in Österreich. Wie sich im weiteren Verlauf zeigt, ist die Freundin sogar einer Meinung mit ihr. Das Kopftuch wird als „*extrem muslimisch*“ oder „*extrem türkisch*“³³ bezeichnet und impliziert einige Zuschreibungen. Erstens bedeutet „extrem“ ein 'zuviel des Guten', eine Überbetonung der türkischen Herkunft, die sich ('negativ) im Habitus niederschlägt.

Zweitens, wenn jemand „extrem muslimisch“ ist, könnte dies sogar auf eine fundamentalistische Einstellung hinweisen. Drittens könnten die Begriffe „türkisch“ und „muslimisch“ auch synonym verwendet worden sein. Das würde dann implizieren, dass alle in Österreich lebenden Personen türkischer Herkunft als Muslime angesehen werden oder alle in Österreich lebenden Muslime türkischer Herkunft sind. Zudem können die Motive für das Tragen eines Kopftuchs nicht von außen eingesehen werden. Trägt eine Frau aus religiösen („muslimisch“) oder traditionellen („türkisch“) Gründen ein Kopftuch? Hier werden Motive und Begrifflichkeiten vermischt, um Komplexität zu reduzieren.

Das „extreme“ bezieht sich in erster Linie auf sichtbare Merkmale von muslimischer oder türkischer Identität, nämlich das Tragen eines Kopftuches. Es wird mit dem Argument, dass es Musliminnen in der Türkei ebenfalls nicht gestattet sei, öffentliche Gebäude verschleiert zu betreten, untermauert. Hinsichtlich des Kopftuchverbots in der Türkei ist es für die Befragte und ihre Freundin unverständlich, warum sich viele Musliminnen in Österreich überhaupt bedecken.

Die Befragte positioniert sich als Nicht-Muslimin, der das Tragen eines Kopftuchs zu weit geht. Wenn die Freundin türkischer Herkunft sogar ihrer Meinung ist, so verweist dies einerseits auf die Heterogenität der Lebenswelten von Migrantinnen türkischer Herkunft und andererseits bestätigt es die Befragte in ihrem Denken. Es ist für sie legitim, so zu denken, weil selbst ihre Freundin es so empfindet. Zudem ergibt sich eine Legitimität der Argumentation für die Befragte insofern, als dass in der Türkei ein

³³ Zitate aus einem Interview

Kopftuchverbot in öffentlichen Gebäuden existiert. Die Argumentation könnte so lauten: 'Wenn das Kopftuch sogar in der Türkei verboten ist, warum müssen Musliminnen es dann hier tragen?'

Ungeachtet dessen, dass das Kopftuchverbot an türkischen Universitäten beispielsweise eine in Österreich geborene Muslimin türkischer Herkunft nicht tangieren muss, weil sie nicht in der Türkei studiert, könnte die Aussage folgende Botschaft enthalten: 'Zuwanderer tun hier Dinge, die ihnen selbst in ihrem Herkunftsland nicht erlaubt wären.' Hier wird Musliminnen mangelnde Anpassung an das Aufnahmeland zugeschrieben, die sich im Tragen eines Kopftuchs manifestiert. Zudem impliziert es den Vorwurf, die ursprüngliche Lebenswelt ins Aufnahmeland zu importieren.

5. Zusammenfassung

Abschließend werden nun die wichtigsten empirischen Ergebnisse unter Berücksichtigung theoretischer Aspekte zusammengefasst.

5.1 Typen freundschaftlicher Beziehungen

Aus den jeweiligen Erzählungen können zwei Typen freundschaftlicher Beziehungen, nämlich *Bekanntschaften* und *mittlere /. differenzierte Freundschaften*, abgeleitet werden.

5.1.1 Bekantschaften

Nach Kracauer (1980: 22) wird eine Bekantschaft anhand folgender Kriterien definiert:

- Die Beteiligten durchleben keinen gemeinsamen Alltag. Nur Bruchteile davon werden miteinander erlebt.
- Die Beziehung findet nur in der Gegenwart, im unmittelbaren Zusammensein, statt. Dadurch ermöglicht sie den AkteurInnen auch keine gemeinsame Entwicklung.
- Im Gegensatz zu FreundInnen werden Bekannte nicht als längerfristige Begleiter betrachtet. Entfremdung kann mit einem Verlust der Bekantschaft einhergehen, muss aber keine tiefen Verletzungen verursachen.

Große zeitliche Abstände zwischen den Treffen, haben eine geringe Intensität der Beziehung zur Folge. Dies impliziert bereits, dass man keinen gemeinsamen Alltag teilt und dadurch auch keine gemeinsame Entwicklung erlebt. Man erzählt sich von Neuigkeiten oder Veränderungen, aber man erlebt sie nicht miteinander. Zudem fällt die unterstützende Funktion weg, die in Freundschaften sehr markant ist, weil dafür andere Personen aus dem jeweiligen 'Hauptfreundeskreis' zur Verfügung stehen.

Ebenso zählen jene Erzählungen dazu, bei denen sich die jeweiligen AkteurInnen erst vor kurzem kennen gelernt hatten und deren Beziehungsstatus noch nicht definiert war.

Dazu kommen noch Befragte, die früher befreundet waren, aber durch verschiedene Umstände über die Jahre hinweg nur mehr sporadischen Kontakt zueinander hatten. Der Kontakt intensivierte sich in letzter Zeit wieder, weshalb der Status erst neu definiert

werden muss. Allerdings tendieren diese Beziehungen dazu Bekanntschaften zu bleiben, weil bereits ein 'Hauptfreundeskreis' existiert.

5.1.2 mittlere bzw. differenzierte Freundschaften

Individuen können mehrere *mittlere Freundschaften* haben, doch nur eine, die die ganze Persönlichkeit umfasst (vgl. Kracauer 1980: 69). In sehr ähnlicher Weise verhält es sich bei *differenzierte Freundschaften*, die nur auf einer bestimmten Ebene der Identität verankert sind und wo lediglich bestimmte Interessensgebiete von Bedeutung sind (vgl. Simmel 1997: 112). **Mittlere Freundschaften** definiert Kracauer (1980: 69) folgendermaßen:

- Sie sind zwischen ('wahrer') Freundschaft und Bekanntschaft verortet.
- In der Interaktion bilden die Gemeinsamkeiten der Beteiligten den Kern, weshalb der übrige Teil der jeweiligen Identität ausgeblendet werden muss.
- Durch die Beschränkung auf die Gemeinsamkeiten erhält der Freund oder die Freundin ein vereinfachtes Bild des Anderen.
- Die Beteiligten verhalten sich auch diesem Bild entsprechend, das der Freund oder die Freundin von ihnen hat.

In Bezug auf die Möglichkeit der sozialen Integration³⁴ eines Individuums kommt dem Bildungssystem eine zentrale Rolle zu, indem die Bildungsinstitutionen (Schule oder Universität) Gelegenheitsstrukturen schaffen um Freundschaften zu schließen. Der gemeinsame SchülerInnen- oder StudentInnenstatus kann eine Verbindung auf intellektueller Ebene mit sich bringen. Des Weiteren bringt eine Ausbildung bestimmte Hürden mit sich, deren gemeinsame Bewältigung Solidaritätsgefühle bewirken. Ähnliche Denkweisen und gegenseitige Unterstützung allein reichen aber nicht für eine Freundschaft aus. Sie könnten auch nur zu einer Kameradschaft führen. Wenn die 'Aufgabe' (Schulabschluss) erledigt wäre, würde sich die Verbindung auflösen. Zu einer Freundschaft gehört mehr als eine Beziehungen auf intellektueller Ebene, oder eine gemeinsame Aufgabe. Wenn man Freundschaften im Sinne von Kracauer oder Simmel

³⁴ Hier bezieht sich die Verfasserin nicht nur auf MigrantInnen, sondern auch auf Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft.

begreift, dann sind es die Gefühle gegenüber einer Person, die sie zur Freundin oder zum Freund machen.

In Freundschaften nehmen Gespräche einen zentralen Stellenwert ein. Zum Teil erklärt dies auch, warum gemeinsame Aktivitäten in den Erzählungen selten vorkamen.

Eine differenzierte Freundschaft zu haben bedeutet unter anderem, dass nur bestimmte Interessensgebiete wichtig sind, oder die Freundin nur gewisse Funktionen hat. Der Status der Freundin hängt aber ganz davon ab welche Bedürfnisse ein Individuum hat. Folglich stellt es keinen Widerspruch dar, wenn eine Person als 'beste Freundin' tituiert wird, obwohl sie nicht alle Bedürfnisse abdecken kann. Wenn z. B. das Gespräch für jemanden das zentrale Kriterium einer Freundschaft darstellt, dann kann die Freundin, die die besten Ratschläge erteilt, auch die 'beste Freundin' verkörpern. In bestimmten Bereichen wird sie aber in Konkurrenz zu Anderen stehen.

In Bezug auf die Teilnahme am Nachtleben ergibt sich für die 'Österreicherinnen' ein starker Unterschied zwischen ihrem 'Hauptfreundeskreis' und ihrer Freundschaft zu einer Muslimin mit türkischem Migrationshintergrund. Der Unterschied ergab sich bei einem Teil der Befragten³⁵ durch das im Islam geltende Alkoholverbot und die damit einhergehende Meidung von Orten an denen alkoholische Getränke konsumiert werden, durch die Musliminnen. Bei denjenigen Musliminnen, die sich mit dem Alkoholkonsum anderer Personen arrangieren oder, die selbst gelegentlich Alkohol trinken, bestand das Problem, dass nächtliches ausgehen nur ohne Wissen der Eltern möglich war.

Hier zeigt sich eine wechselseitige Kompromissbereitschaft zwischen Nicht-Musliminnen und Muslimen, indem zum einen Treffen am Nachmittag oder frühen Abend angesetzt werden. Zum anderen bestand der Kompromiss einer befragten Muslimin beispielsweise darin, sich in einem Lokal der Eltern einer Schulfreundin zu treffen, wo zwar teilweise von den FreundInnen Alkohol konsumiert wurde, aber keine fremden Personen anwesend waren (geschlossene Gesellschaft).

Den Erzählungen nach wird die Notwendigkeit eines Kompromisses von den nicht-muslimischen Freundinnen akzeptiert. Sie versuchen nicht an der Einhaltung der religiösen Pflichten ihrer Freundin etwas zu verändern, oder sie dahingehend zu beeinflussen. Lediglich bei unausgesprochenen innerfamiliären Konflikten der

³⁵ Das bezieht sich sowohl auf die Erzählungen der Musliminnen, als auch der Nicht-Musliminnen.

muslimischen Freundin, die durch Vorstellungen der Eltern bedingt sind, wird versucht die Freundinnen zum Gespräch mit den Eltern zu bringen.

Eine mittlere Freundschaft impliziert, dass Teile der Identität einer Person für die Andere nicht von Relevanz sein dürfen (vgl. Kracauer 1980: 69). Ähnlich verhält es sich, wenn bestimmte Themen in einer differenzierten Freundschaft thematisiert werden. Mischt sich jemand ein, obwohl er nicht sollte, dann zeichnen sich die Grenzen des gegenseitigen Verstehens ab (vgl. Simmel 1997: 112). Um die jeweilige Identität, die die Gemeinsamkeit nicht betrifft auszublenden, versuchen Individuen ihrem Gegenüber nur das jeweils passende Bild zu vermitteln. Dinge, die dieses Bild zerstören würden, werden aus dieser Beziehung ferngehalten. Ein Beispiel dafür stammt von einer Befragten türkischer Herkunft, deren Freundinnen österreichischer Herkunft gelegentlich Drogen konsumierten und dies vor ihr und anderen Cliquesmitgliedern stets zu verheimlichen versuchten. Im Prinzip handelte es sich dabei um ein offenes Geheimnis, das jedes Mitglied der Clique kannte, aber von Seiten der Befragten nie thematisiert wurde, weil sie sich ansonsten gegen diese Verhalten aussprechen hätte müssen. Die beste Möglichkeit mit potentiellen Konfliktthemen umzugehen war für die, die sich deviant Verhalten: den Anderen nicht davon wissen zu lassen. Für die muslimische Freundin lag die Lösung darin, so zu tun als ob sie nichts davon wüsste.

5.2 Veränderungen in der Freundschaft und Brüche

Die Bedürfnisse eines Individuums können sich im Laufe des Lebens ändern und dadurch können sich auch die Freundschaften verändern (vgl. Helvetius 1973 zitiert nach Rapsch 2004: 52). Freundschaften sind dynamische soziale Beziehung, die immer wieder rekonstruiert werden müssen (vgl. Ebenda).

Vor allem wenn FreundInnen über längere Zeit getrennt waren, dann wird deren Freundschaft auf die Probe gestellt (vgl. Kracauer 1980: 60). Während der Trennung entwickeln sich beide AkteurInnen weiter und können sich dadurch verändern, sodass sie bei einem erneuten Treffen nicht mehr zueinander finden.

Eine Freundschaft kann sich auch bei dauerhaftem Kontakt zueinander verändern. Bei engen Beziehungen fallen Veränderungen rasch auf. Bei einer Befragten mit nicht-türkischem Migrationshintergrund beeinflussten zahlreiche Konflikte die Freundschaft.

Die Freundin türkischer Herkunft wurde daraufhin von der ehemals 'besten Freundin' zur mittleren Freundin degradiert.

Sowohl eine Befragte türkischer Herkunft als auch eine Befragte mit nicht-türkischem Migrationshintergrund erzählten von einer ehemaligen Freundin. Auffallend war in beiden Fällen, dass die Beziehung nicht durch einen Streit beendet wurde. Stattdessen wurde die 'Trennung' sukzessiv vollzogen. In einem Fall wurde die Freundschaft infolge des Schulabschlusses loser und wurde mit der Zeit durch neue Kontakte auf der Universität ersetzt.

Eine andere Freundschaft wurde in erster Linie durch den Schulabbruch der Freundin türkischer Herkunft loser und wurde zudem durch massives Eingreifen einzelner Familienangehöriger nahezu unmöglich gemacht. In dieser Narration war auch eine starke gefühlsmäßige Distanz der Erzählerin wahrnehmbar.

Veränderungen in der Freundschaft, oder auch der Verlust einer Freundin bewirken ambivalente Gefühle gegenüber der Freundin (oder der ehemaligen Freundin). Im Nachhinein sehen die Beteiligten die Beziehung aus einer anderen Perspektive als damals. Vor diesem Hintergrund macht auch die gefühlsmäßige Distanz, die diesen Erzählungen anhaftete, Sinn.

5.3 Zum Verhältnis von Freundschaft, Identität und Zuschreibungen

Freundschaft hat eine sozialisierende Funktion und kann die Identität eines Individuums bestärken (vgl. von Wiese 1933 zit. nach Rapsch 2004:60f). Vor allem im Jugendalter, wo Individuen ihre Identität entwickeln, haben Freundschaftsbeziehungen einen starken Einfluss (vgl. Reinders 2006). Umgekehrt wirkt sich die Identität eines Individuums darauf aus, mit wem es Freundschaften eingehen wird.

Die sozialen Identitäten eines Individuums ergeben sich aus verschiedenen „Zugehörigkeitskontexte(n)“ (Riegel/Geissen 2007: 7). Je nach Kontext, in dem sich ein Individuum bewegt, kann es sich als zugehörig definieren oder sich abgrenzen. Dabei spielt es eine Rolle, ob es sich um eine selbst definierte Nicht – Zugehörigkeit handelt, oder ob die Zugehörigkeit von einem mächtigeren Kollektiv abgesprochen wird und

damit fremdbestimmt ist. Die Reaktion darauf kann dann die eigene Selbstabgrenzung sein.

Speziell bei MigrantInnen der zweiten Generation kann Mehrfachzugehörigkeit gegeben sein (siehe Greifeneder 2006). Zugehörigkeiten werden an unterschiedlichen Merkmalen festgemacht, die dazu dienen, Grenzen zu markieren. Weiters sind Zugehörigkeiten sozial konstruiert und veränderbar, wodurch sie immer ausgehandelt werden müssen. (vgl. Riegel/Geissen 2007: 7) Dies zeigt sich vor allem dann, wenn jemand, der eigentlich von der Gruppe als nicht zugehörig zu betrachten wäre als 'Ausnahme' akzeptiert wird (wie z. B. der „Weise“ bei Goffman 1980).

5.3.1 Zugehörigkeit(en) der Interviewpartnerinnen türkischer Herkunft

Aus den Erzählungen lässt sich schließen, dass sich die meisten der Befragten mit türkischem Migrationshintergrund als 'Türkinnen' identifizieren. Die Identität der Frauen wurde aber, im Gegensatz zur ersten Generation der türkischen GastarbeiterInnen, durch das Aufwachsen in Österreich geprägt. Die Identifikation als 'Türkin' oder 'Österreicherin' ist nichts statisches, sondern sie kann sich im Laufe der Biografie auch ändern. Bei einer Migrantin ging die tiefere Auseinandersetzung mit dem Islam, mit einer stärkeren Identifikation mit dem 'Türkischen' einher. Ihre kulturelle Identität festigte sich parallel zu ihrer religiösen Identität. Eine andere Frau sprach in ihrer Kindheit fast ausschließlich Deutsch. Ihre Verwandtschaft lebte hauptsächlich in der Türkei und sie selbst hatte wenig Bezug zu diesem Land. Erst später begann sie sich dafür zu interessieren. Ihre türkische Identität entwickelte sich, als sie durch Urlaubsaufenthalte einen Bezug zum Herkunftsland ihrer Eltern herstellen konnte.

Den Einwanderern der zweiten Generation werden oft brüchige Identitäten unterstellt, da sie weder von der Aufnahmegesellschaft als gleichwertige Mitglieder akzeptiert werden würden, noch dem Herkunftsland der Eltern zugehörig seien. Eine mögliche Lösung dieses Identitätskonflikts kann eine Identität bieten, die aus Teilen beider Kulturen oder Gesellschaften besteht und die jeweiligen Differenzen zum ursprünglichen betont (vgl. Kallmeyer 2002: 175).

Gerade bedeckte Musliminnen müssen sich im Alltag mit einer Reihe an Zuschreibungen auseinandersetzen, die in Verbindung mit dem Kopftuch stehen. Es kann sogar sein, dass sie direkt mit Anfeindung in Bezug auf das Kopftuch konfrontiert werden. Wenn das Kopftuch von der Mehrheitsgesellschaft dazu benützt wird Musliminnen ihre Zugehörigkeit abzuschreiben, dann wird ihnen dadurch auch eine Identifizierung als 'Österreicherinnen' verwehrt. Vor diesem Hintergrund erscheint die Identifikation als 'Türkin' sicherer, weil sie von der Mehrheitsgesellschaft nicht abgesprochen werden kann.

Die Staatsbürgerschaft eines Individuums bezeichnet seine nationale Zugehörigkeit. Durch das Prinzip des Nationalstaates soll erreicht werden, dass die nationale, kulturelle und soziale Identität eines Individuums übereinstimmt.

Die nationale Zugehörigkeit, die bei allen Befragten österreichisch ist, spielte in den Erzählungen bei den Frauen mit türkischem Migrationshintergrund dann eine Rolle, wenn sie zur Kontrastierung ihrer lebensweltlichen Wirklichkeit verwendet wurde.

Diskrepanzen zwischen der nationalen Identität und der selbst definierten Zugehörigkeit, oder dem von der Mehrheit zugeschriebenen Status wurden anhand der Staatsbürgerschaft verdeutlicht.

Die Abweichungen, die sich anhand der lebensweltlichen Wirklichkeit zeigen, wurden auf zwei Arten verdeutlicht:

Eine Migrantin erzählte davon, dass sie sich in Interaktionen mit Mitgliedern der Mehrheitsgesellschaft stets als 'Türkin' bezeichne, da ihr eine Identifizierung als 'Österreicherin' abgesprochen werde. Den Kontrast zwischen 'Soll-' und 'Ist-Status' veranschaulichte sie, indem sie darauf verwies, dass sie eigentlich in Besitz der österreichischen Staatsbürgerschaft sei.

Eine andere Migrantin machte auf diese Abweichung aufmerksam, indem sie sich selbst als 'Türkin' identifizierte und dabei betonte, dass sie eigentlich österreichische Staatsbürgerin sei. Diese Abgrenzung kann suggerieren, dass sie im Grunde die Wahl zwischen zwei Identitäten hätte, sich aber für die türkische entschieden hat. Diese Interviewpartnerin argumentierte sehr überzeugend „Türkin zu sein“, trotzdem erkannte sie Facetten ihrer Identität, die in Zusammenhang mit ihrer Sozialisation in einem österreichischen Umfeld stehen.

Seine Identität als türkisch zu bezeichnen, kann eine Möglichkeit sein um sich zu positionieren und nicht ständig dem Spannungsfeld der Mehrfachzugehörigkeit

ausgesetzt zu sein. Es bedeutet aber nicht von den Diskursen innerhalb der Mehrheitsgesellschaft unberührt zu bleiben.

George Herbert Meads Identitätstheorie zu Folge entwickelt sich die Identität eines Individuums zum einen im *Spiel*, wenn ein Kind Rollen der „signifikanten Anderen“ (Abels 2006) übernimmt und aus deren Perspektive handelt. Zum anderen spricht er vom *Wettkampf*, wo ein Kind die Rollen aller Beteiligten kennen muss und über deren Beziehung zueinander Bescheid wissen muss. (vgl. Mead 2005: 193) Indem das Kind die Haltung des verallgemeinerten Anderen übernimmt, erfährt es sich selbst als Objekt und entwickelt dadurch eine Identität (vgl. Mead 2005: 196).

Auf die Situation von MigrantInnen in Österreich übertragen, könnte man unterschiedliche Positionen im Integrationsdiskurs anhand des Wettkampfs erklären. Durch die Meinungen einzelner Individuen über MuslimInnen in Österreich, reduzieren die betroffenen MigrantInnen ÖsterreicherInnen darauf und konstruieren daraus 'generalisierte ÖsterreicherInnen', in Form des verallgemeinerten Anderen. Die 'generalisierten ÖsterreicherInnen' sehen sich selbst als Norm an und können aufgrund ihrer mächtigeren Position auch Normen und Werte definieren.

So gesehen macht es auch Sinn, wenn Migrantinnen ihre österreichischen Freundinnen als besonders idealisieren, weil sie eine Ausnahme im Vergleich zu den 'generalisierten ÖsterreicherInnen' darstellen.

Hinsichtlich der Entwicklung einer sozialen Identität spielt das „Me“, oder – „das sich selbst als Objekt erfahrende Ich“ (Mead 2005: 216) – eine zentrale Rolle. Das *Me* ermöglicht dem Individuum sich selbst aus der Perspektive anderer zu sehen. Um von den Anderen Anerkennung zu bekommen und somit eine gefestigte soziale Identität zu entwickeln, muss sich das Individuum bis zu einem gewissen Grad an die Erwartungen der Anderen anpassen. Je nach Kontext wird das Individuum mit unterschiedlichen Erwartungshaltungen konfrontiert, weshalb es auch zur Entwicklung unterschiedlichster '*Mes*' kommt.

Eine befragte Muslimin äußerte im Interview, dass sie auch etwas gegen den Islam hätte, wenn sie (als 'Österreicherin') das Bild sehen würde, das türkische TraditionsmuslimInnen über den Islam vermitteln. Sie löste damit den Islam aus herkunftsspezifischen Traditionen heraus und grenzte sich von den MuslimInnen ab, die sich nicht persönlich mit dem Islam auseinandersetzen. Zugleich versetzte sie sich in die

Perspektive nicht-muslimischer 'Österreicherinnen' und erklärte sich daraus die ablehnende Haltung, die manche Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft gegenüber dem Islam einnehmen.

Durch die 'generalisierten ÖsterreicherInnen' prägt die Perspektive der Mehrheit das Alltagsleben von MuslimInnen in Österreich. Unabhängig davon, wie sich Betroffenen im Moment positionieren, wurden sie in ihrem Denken und ihrer Wahrnehmung bereits beeinflusst. Identitäten bringen immer einen gewissen Grad an Uneindeutigkeiten mit sich. Das heißt dass die Eigendefinition manchmal in Frage gestellt werden muss, wenn in einem anderen Kontext eine andere Identität Sinn macht.

Wie bereits gesagt wirken sich Freundschaft und soziale Identität aufeinander aus. Eine Freundschaft zu einem Mitglied der Mehrheitsgesellschaft kann daher auch bedeuten, die soziale Integration in die Aufnahmegesellschaft endlich geschafft zu haben, ohne seine muslimische oder türkische Identität aufzugeben.

5.3.2 Zu den Zuschreibungen der 'Österreicherinnen' und der Migrantinnen türkischer Herkunft

Am wichtigsten erscheint an dieser Stelle, dass sich die Ergebnisse der beiden Befragtengruppen ergänzen und zum Teil auch decken. Eine gegenseitige Zuschreibung war beispielsweise die angesprochene Gastfreundschaft von Menschen türkischer Herkunft, die zum einen in Form einer Selbstbeschreibung und Kontrastierung zur erlebten Gastfreundschaft bei Personen österreichischer Herkunft verwendet wurde. Zum anderen kam sie als auch als Fremdbeschreibung durch eine Migrantin nicht-türkischer Herkunft vor.

Am stärksten waren die Zuschreibungen im Zusammenhang mit dem Kopftuch. In den Erzählungen haben sich unterschiedliche Positionierungsmöglichkeiten zum Kopftuch gezeigt, die herkunftsunabhängig vertreten wurden. Verständlicherweise wurde das Tragen eines Kopftuchs von den bedeckten Musliminnen erklärt oder gerechtfertigt. Hierbei schien es sehr wichtig zu sein die Freiwilligkeit des eigenen religiösen Lebensentwurfs zu betonen (siehe Nökel 2002).

Auf Seiten der Frauen österreichischer Herkunft herrschte hinsichtlich des Kopftuches 'Neutralität' nach außen, bei genauerem Hinsehen zeigte sich aber, dass das Thema 'Islam' und was damit verbunden ist, nicht so eindeutig zu bewerten ist. In einem

Interview wurde beiläufig bemerkt, dass auch die Mutter der Freundin ein sehr „westlicher Mensch“ sei und kein Kopftuch trage. Nahezu im selben Atemzug wurde das Wort „westlicher Mensch“ korrigiert und als „eigentlich [...] blödes Wort“ abgewertet. An dieser Stelle wurde der Interviewten vielleicht bewusst, dass sie aus einer eurozentristischen Perspektive spricht.³⁶ Der Kompromiss lag darin, die Mutter der Freundin als „eben westlich ausgerichtet“ zu beschreiben.

Über „Musliminnen“ oder den „Islam“ zu sprechen erweist sich derart schwierig, weil Nicht-Musliminnen sich bewusst sein können, dass die eigenen Einstellungen im Grunde Vorurteile sind. Bis zu einem gewissen Grad empfinden sie ihre Einstellung aber dennoch als richtig. Eine Ablehnung des Kopftuchs könnte den Befragten als Rassismus ausgelegt werden, eine Zustimmung zum Kopftuch als antifeministische Haltung. Auch wenn man aus persönlicher Sicht die Bedeutung des Kopftuchs nicht verstehen kann, möchte man weder als rassistisch noch als antifeministisch bewertet werden. Diese Dissonanz gleicht man aus, wenn man sich, wie im obigen Beispiel, in einem Kompromiss arrangiert.

Die Auseinandersetzung mit dem Kopftuch ist unabhängig davon, welcher Herkunft oder Religion die Frauen angehören, denn sie bezieht sich auch auf nicht-kopftuchtragende Musliminnen.

Bei den Österreicherinnen mit nicht-türkischem Migrationshintergrund zeigte sich zum einen eine „neutrale“ Sichtweise, zum anderen aber auch Ablehnung, wenn das Kopftuch zum Beispiel als „extrem muslimisch“ bezeichnet wird. Selbst bei den Frauen türkischer Herkunft sind die Ansichten und Deutungen sehr heterogen.

Positive Erfahrungen führen nicht zwingend zu einer Veränderung von Stereotypen. Die mit dem Kopftuch verbundenen Zuschreibungen und zwiespältigen Einstellungen können also trotz einer Freundschaft weiterhin vorhanden sein.

Auch Stereotype über 'ÖsterreicherInnen' oder 'TürkInnen' ändern sich nicht, nur weil man eine Freundin österreichischer oder türkischer Herkunft hat.

Diese Zuschreibungen wurden im Interview geäußert, weshalb man keinen Einblick hat, inwieweit diese in der Freundschaft selbst eine Rolle spielen, und ob es dadurch zu Konflikten kommen würde. Den Erzählungen nach zu schließen, werden diese

³⁶ Siehe dazu auch die Konstruktion der „dritten Welt Frau“ durch westliche Feministinnen, die sich kulturell überlegen fühlen und aus ihrer eurozentristischen Perspektive argumentieren (Mohanty 1991).

Konfrontationen soweit wie möglich vermieden, außer wenn man von der Freundin weiß, dass sie die gleiche Meinung zu dem jeweiligen Thema hat. Dies war bei einer Interviewten der Fall, deren Freundin laut ihrer Aussage zwar muslimisch sozialisiert wurde, aber weder praktiziert noch gläubig ist. In diesem Fall hat eine Kritik am Kopftuch keinen negativen Effekt auf die Freundschaft. Generell betrachtet, lassen die Befragten aber bei Themen, die den Islam betreffen Vorsicht walten.

Abstract

Die vorliegende empirische Arbeit befasst sich mit Freundschaften, zwischen muslimischen Frauen türkischer Herkunft und Frauen nicht-türkischer Herkunft.

Die Ergebnisse basieren auf zehn narrativen Interviews, die mit hermeneutischen Verfahren ausgewertet wurden. Interviewt wurden sowohl türkische, muslimische Migrantinnen der zweiten Generation als auch Migrantinnen der zweiten Generation, nicht-türkischer Herkunft und Frauen österreichischer Herkunft. In den Interviews wurden Frauen türkischer Herkunft aufgefordert über ihre Freundschaft zu einer Freundin österreichischer Herkunft zu erzählen. Ebenso wurden Frauen österreichischer Herkunft und Migrantinnen nicht-türkischer Herkunft zu ihren Freundschaften mit Musliminnen türkischer Herkunft befragt.

Im Zentrum der Untersuchung stand die Frage nach unterschiedlichen Zuschreibungen, die in den Narrationen thematisiert wurden, und die sich auf das Verhältnis zwischen Mehrheitsgesellschaft und Minderheit rückführen lassen. Dabei stehen diese Zuschreibungen auch immer in Zusammenhang mit Identitäten und Zugehörigkeiten der jeweiligen Erzählerin. Bei den Interviewpartnerinnen türkischer Herkunft als auch bei denjenigen mit nicht-türkischem Migrationshintergrund sind Mehrfachzugehörigkeiten gegeben.

Die vorliegende Arbeit hat ihren Ausgangspunkt in Freundschaften zwischen Mitgliedern der Mehrheit und Minderheit. Die Beziehungen zwischen Musliminnen türkischer Herkunft und Frauen nicht-türkischer Herkunft unterscheiden sich hinsichtlich Intensität, Dauer und Aktivitäten von den Freundschaften, die sie in ihrem 'Hauptfreundeskreis' pflegen. Die islamische Religionszugehörigkeit spielt insofern eine Rolle, als dass am Beginn der Freundschaft viel Aufklärungs- und Rechtfertigungsbedarf der Musliminnen gegenüber ihren nicht-muslimischen Freundinnen besteht. Hintergründe für die Freundschaftswahlen, unterschiedliche Zuschreibungen und Identitäten bzw. Zugehörigkeiten stehen daher im Mittelpunkt der Arbeit.

Literaturverzeichnis

Abels, Heinz 2006: Identität. Über die Entstehung des Gedankens, dass der Mensch ein Individuum ist, den nicht leicht zu verwirklichenden Anspruch auf Individualität und die Tatsache, dass Identität in Zeiten der Individualisierung von der Hand in den Mund lebt. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Abels, Heinz 2007: Einführung in die Soziologie. Band 2: Die Individuen in ihrer Gesellschaft. 3. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Ahmed, Leila, 1992: Der Diskurs des Schleiers. S. 47 – 88. In: Youssef, Houda (Hrsg.), 2004: Abschied vom Harem? Selbstbilder - Fremdbilder muslimischer Frauen. Berlin: Orlanda.

Baumgart, Ralf / Eichener, Volker, 1991: Norbert Elias zur Einführung. Hamburg: Junius.

Baumgartner-Karabak, Andrea / Landesberger, Gisela, 1978: Die verkauften Bräute. Türkische Frauen zwischen Kreuzberg und Anatolien. Reinbek: Rowohlt.

Beck-Gernsheim, Elisabeth, 2004: Wir und die Anderen. Vom Blick der Deutschen auf Migranten und Minderheiten. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Breton, Raymond, 1964: Institutional Completeness of Ethnic Communities and the Personal Relations of Immigrants. In: American Journal of Sociology Vol. 70, No. 2 (September 1964), The University of Chicago Press, S. 143 – 205.

Elias, Norbert / Scotson, John L., 1990: Etablierte und Außenseiter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Elwert, Georg, 1982: Probleme der Ausländerintegration. Gesellschaftliche Integration durch Binnenintegration? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34, 1982, S. 717 – 731.

Esser, Hartmut, 1986: Ethnische Kolonien: „Binnenintegration“ oder gesellschaftliche Isolation? In: Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H. P., 1986 (Hg): Segregation und Integration. Die Situation von Arbeitsmigranten im Aufnahmeland. Berlin: Quorum Verlag.

Froschauer, Ulrike/ Lueger, Manfred, 2003: Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: WUV - Universitätsverlag.

Fuchs-Heinritz, Werner / Lautmann, Rüdiger / Rammstedt, Otthein / Wienold, Hanns (Hrsg.), 2007: Lexikon zur Soziologie. 4. grundlegend überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Gümüsoğlu, Turgut, 2007: Sprachkontakt und deutsch-türkisches Code-Switching: eine soziolinguistische Untersuchung mündlicher Kommunikation türkischer MigrantInnen. Dissertation Universität Wien.

Goffman, Erving, 1980 (Original 1967): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. 4. Auflage. Frankfurt am Main. Suhrkamp.

Greifeneder, Johanna, 2006: Mehrfachzugehörigkeit. Lebenswelten junger Frauen der zweiten und dritten Generation türkisch-islamischer Herkunft in Wien. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Universität Wien.

Haugen, Einar Ingvald, 1956: Bilingualism in the Americas: a bibliography and research guide. University of Alabama: American Dialect Society.

Helvetius, Claude-Adrien, 1773: Vom Geist. Berlin: Aufbau-Verlag.

Hurelmann, Klaus, 1993: Einführung in die Sozialisationstheorie: über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit. 4. überarbeitet und ergänzte Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Kallmeyer, Werner, 2002: Sprachliche Verfahren der sozialen Integration und Ausgrenzung. S. 153 – 181. In: Liebhart, Karin / Menasse, Elisabeth / Steinert, Heinz

(Hg.), 2002: Fremdbilder – Feindbilder – Zerrbilder. Zur Wahrnehmung und diskursiven Konstruktion des Fremden. Klagenfurt: Drava.

Kracauer, Siegfried, 1980 (Original 1971): Über die Freundschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Liebhart, Karin / Menasse, Elisabeth / Steinert, Heinz (Hg.), 2002: Fremdbilder – Feindbilder – Zerrbilder. Zur Wahrnehmung und diskursiven Konstruktion des Fremden. Klagenfurt: Drava.

Lueger, Manfred, 2000: Grundlagen qualitativer Feldforschung. Wien: WUV-Universitätsverlag.

Lukesch, Helmut, 2008: Sozialisation durch Massenmedien. In: Hurrelmann, Klaus / Grundmann, Matthias / Walper, Sabine, 2008: Handbuch Sozialisationsforschung. 7. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Mead, George Herbert, 2005 (Original 1968) : Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. 14. Auflage. Frankfurt am Main. Suhrkamp.

Mohanty, Chandra: Under Western Eyes. Feminist Scholarship and Colonial Discourses. S. 51 – 80. In: Mohanty, Chandra / Russo, Ann / Torres, Lourdes (eds), 1991: Third world Women and the Politics of Feminism. Bloomington und Indianapolis: Indiana University Press.

Nökel, Siegrid, 2002: Die Töchter der Gastarbeiter und der Islam. Zur Soziologie alltagsweltlicher Anerkennungspolitiken. Eine Fallstudie. Bielefeld: Transcript Verlag.

Oevermann, Ullrich / Allert, Tilman / Konau, Elisabeth / Krambeck, Jürgen, 1979: Die Methodologie einer objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. S. 353 – 434 in Soeffner, Hans Georg (Hg.), 1979: Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler.

Pinn, Irmgard / Wehner, Marlies, 1995: Die Frauenbewegung und die "islamische Frau"
In: Youssef, Houda (Hrsg.), 2004: Abschied vom Harem? Selbstbilder - Fremdbilder muslimischer Frauen. Berlin: Orlanda.

Portes, Alejandro / Fernández – Kelly, Patricia / Haller, William, 2005: Segmented assimilation on the ground: The new second generation in early adulthood. In: Ethnic and Racial Studies Vol 28. S. 1000 – 1040.

Rapsch, Alexandra, 2004: Soziologie der Freundschaft. Historische und gesellschaftliche Bedeutung von Homer bis heute. Stuttgart: Ibidem – Verlag.

Reinders, Heinz/ Greb, Karina/ Grimm, Corinna: Entstehung und Auswirkungen interethnischer Freundschaften im Jugendalter. Eine Längsschnittstudie. In: Diskurs Kindheits- und Jugendforschung Heft 1-2006, S. 39 – 57. Leverkusen

Riegel, Christine / Geissen, Thomas (Hrsg.), 2007: Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Rosenthal, Gabriele, 1995: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a. Main, New York: Campus Verlag.

Rosenthal, Gabriele, 2005: Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim und München: Juventa Verlag.

Schönpflug, Ute, 2008: Sozialisation in der Migrationssituation. In: Hurrelmann, Klaus / Grundmann, Matthias / Walper, Sabine, 2008: Handbuch Sozialisationsforschung. 7. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Schneewind, Klaus A., 2008: Sozialisation in der Familie. In: Hurrelmann, Klaus / Grundmann, Matthias / Walper, Sabine, 2008: Handbuch Sozialisationsforschung. 7. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Simmel, Georg, 1983: Schriften zur Soziologie. Eine Auswahl. Frankfurt am Main.: Suhrkamp.

Simmel, Georg, 1997: Psychologie der Diskretion, in: ders.: Gesamtausgabe Band 8 Aufsätze und Abhandlungen 1901 – 1908. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 108 – 115.

Suttles, Gerald D.: Friendship as a Social Institution, in: McCall, G.J. et al.: Social Relationships, 1970, Chicago. S. 95 – 135.

Tönnies, Ferdinand, 1922: Gemeinschaft und Gesellschaft. Berlin: Curtius.

Trommsdorff, Gisela, 2008: Kultur und Sozialisation. In: Hurrelmann, Klaus / Grundmann, Matthias / Walper, Sabine, 2008: Handbuch Sozialisationsforschung. 7. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Von Wiese, Leopold, 1933: System der Allgemeinen Soziologie. München: Duncker & Humblot.

Weiss, Hilde, 2002: Ethnische Stereotype und Ausländerklischees. Formen und Ursachen von Fremdwahrnehmungen. S. 17 – 37. In: Liebhart, Karin / Menasse, Elisabeth / Steinert, Heinz (Hg.), 2002: Fremdbilder – Feindbilder – Zerrbilder. Zur Wahrnehmung und diskursiven Konstruktion des Fremden. Klagenfurt: Drava.

Weiss, Hilde (Hrsg.), 2007: Leben in zwei Welten. Zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation. Wiesbaden. Verlag für Sozialwissenschaften.

Youssef, Houda (Hrsg.), 2004: Abschied vom Harem? Selbstbilder - Fremdbilder muslimischer Frauen. Berlin: Orlanda.

Internetquelle

http://www.ots.at/presseaussendung.php?schluessel=OTS_20090313_OTs0210&ch=ku
[ltur](#) (eingesehen am 14.04.2009)

Lebenslauf

Name Kathrin Ennemoser
Adresse Hadikgasse 18/7, 1140 Wien
Geburtsdatum 14.06.1983
E-Mail k.ennemoser@gmail.com

Ausbildung:

2006 – 2009 Magisterstudium der Soziologie, Universität Wien
2002 – 2006 Bakkalaureatsstudium der Soziologie, Universität
Wien
1998 – 2002 Privates Oberstufenrealgymnasium Volders
1996 – 1997 Übergangsstufe PORG Volders
1993 – 1997 HS Fügen
1989 – 1993 VS Uderns

Praktika und Berufserfahrung

Juli – November 2008 wissenschaftliche Assistentin am
Industriewissenschaftlichen Institut, 1040 Wien
August 2007 Praktikum bei der Stadt Wien – MA 57
Frauenförderung und Koordinierung von
Frauenangelegenheiten

persönliche Schwerpunkte

- Migrationssoziologie
- Frauenforschung
- Organisationssoziologie
- Qualitative Sozialforschung